Neue Runen-Blätter

von

Friedrich Ludwig Jahn.

Vier Rollen.

Naumburg,
Wild'sche Buchhandlung.

1828.

NEUE
Runen-Blätter

von

F. L. Jahn.

Iste Rolle.

Naumburg
Wild'sche Buchhandlung
1828.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Neue
Runenblätter.

Von

Friedrich Ludwig Jahn.

„Wähntest Du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?“

Göthe.

„Vorrede spart Nachrede."

Der Lehre dieses alten Sprichwortes getreu, will der Verfasser jetzt versuchen: Schriftschauer, Leser, Buchrichter und Urtler an den richtigen Standort zu bringen, wo sie seiner Meinung nach Alles am Besten betrachten können. Ehrlich will er sie führen, ohne alle Gefährde, und in kürzester Zeit sollen sie das Meiste gewahren, falls sie sich seiner Leitung überlassen.

Für den Lustwandler und Beschauer einer Gegend giebt es zwei Pfade. Der eine schlängelt sich Schritt vor Schritt von Ansicht zu Ansicht, blickt jede besondere Aussicht entlang, rahmt Bild neben Bild ein, faßt solche in größere Gemählde, und hält dann zuletzt von einer Warthöhe Ueberschau des Ganzen.

Der andere, macht unterweges keine Rast, leitet stracks zu einem freien Siehdichum, und betrachtet von oben mit Adlerauge die Rundsicht.

Fehlt es nicht an Zeit und Kraft, ist die Witterung günstig; so bleibt allemal das Gerathenste: zuerst das Einzelne nach und nach zu schauen, immerfort zur erweiterten Aussicht zu steigen, und dann mit großartigem Ueberblick die Wallfahrt zu beschließen.

Es soll Leute geben, die Alles und Jedes, was nur als Vorrede, Vorbericht und Einleitung sich ankündigt, überschlagen. Solche fallen mit der Thür ins Haus. Manche halten sogar dergleichen vertrauliche Eröffnungen für Beleidigungen ihres Lesewitzes. Sie fürchten, sich dann nicht allein so gut selbst aus dem Buche heraus zu lesen.

Die frühern Runenblätter wurden 1813 während der Genesung von einer Feld- und Lager-Krankheit zu Lüneburg geschrieben. Sie erschienen im Anfang des Jahres 1814 bei Eichenberg zu Frankfurt am Main, wohin der Verfasser zur General-Commission für die Deutschen Bewaffnungs-Angelegenheiten versetzt worden, und erfreuten sich des Beifalls der Hohen und Höchsten Behörden. Auch späterhin, als sie wieder zur Betrachtung gelangten, ward ihrer in allen Ehren gedacht.

Mit diesen ältern Runenblättern haben die neuern zweierlei gemein: den Namen und Beziehung auf ein größeres 1810 erschienenes Werk.

So wie die ältern Runenblätter als eine Zugabe zum III. Abschnitt des frühern Buches zu betrachten sind; so die neuern als eine Ergänzung und fortgesetzte geschichtliche Entwickelung der Abschnitte I. VI. VII. und X. Dennoch sind sie auch für sich allein

verständlich, wenn Einer nur Geschichte weiß; aber Geschichte, wie sie Cicero beschrieben haben wollte, wie Baco von Verulam (De augmentis Scientiarum. Lib. II. c. 4.) lehrt, und Machiavell und Montesquieu erschauten.

Blätter sind keine Bäume, Merke keine Werke; mithin lassen sich hier keine weitgeholten Abhandlungen erwarten. Sonst hätte sich noch vieles anbringen lassen, was vielleicht mancher weniger Belesene ungern vermißt. Das wird besonders Seite 65 treffen. Da mögen denn die Zweifler C. W. Roerdansa (European Commerce, London bei Baldwin 1818, 691. S.) nachschlagen: „Für Memel schließt sich die Schiff„fahrt im December, und öffnet sich wieder im März „— für Petersburg geschieht jenes zuweilen schon im „October, und dieses erst im Mai." Seine Bestätigung erhält dieser Erfahrungssatz durch „ununter„brochene zwanzigjährige Wetterbeobachtungen von „1772 bis 1792," aus denen die Preuß. Staats-Zeitung 1821, Stück 14. mittheilt: „Der mittlere „oder wahrscheinliche Zeitpunkt, da die Newa zu„friert, ist der 14te November, und da das Eis auf„geht, der 10te April.

„Vor dem 16ten October und nach dem 12ten „December ist sie nie zugefroren, und vor dem 22sten „März und nach dem 30sten April nie aufgegangen.

„Sie ist im Durchschnitt 218 Tage schiffbar, und „147 Tage mit Eis bedeckt."

Kotzebue aber hat das Verdienst, zuerst ausgesprochen zu haben; daß Memel einst wichtiger werden könne, wie Kronstadt. Noch vor dieser Entdekkung wurden seit dem Jahr 1814 zweckmäßige Anstalten zur Vertiefung des Binnenhafen von Memel angewandt. (Beiträge zur Kunde Preußens. Erster Band. Drittes Heft. Königsberg 1817. XVIII.) Einen noch größern Erfolg würde der Durchstich des Windenburger Eck geben, wie schon Baczkow angerathen.

Seite 66 wird vielleicht auch manchen Leser unbefriedigt lassen. Der Verfasser hat aber auf Kenner der Vaterlandskunde gerechnet. Haken hat in den Pommerschen Blättern sehr wahrscheinlich gemacht; daß es nur in Alt-Pommern allein im Jahr 1810 schon 12,000 Bauerwehren weniger gegeben, als vor dem Jahre 1628. Als er das niederschrieb, waren weniger mehr, als 20,000 bäuerliche Familien in Pommern vorhanden — mithin gegen einen wirklich städtischen Bürger nur $1\frac{1}{4}$ bäuerliche Familien. Hatte also wohl der Ober-Präsident von Pommern, Staatsrath Sack, Unrecht, als er in einer öffentlichen Kundmachung den Gedanken aussprach? „in Pommern ist „noch ein ganzes zweites Pommern zu erschaffen—!"

Pommern hat den 30jährigen Krieg bis jetzt nicht wieder verwunden, wovon noch das Maikäferliedchen singt: „und Pommerland ist abgebrannt."

Zu der aus Kantzow angezogenen Stelle (Seite 67) kann die Pommersche Bauerordnung von 1690 als Zeuge und Beweis dienen. Die sagt ausdrücklich; daß noch im Jahr 1325 Bauern als Landstände in Pommern vorgekommen.

Die ungeschickten Darsteller, so die Sprache nicht in ihrer Gewalt haben, wollen es dann gewöhnlich mit Anmerkungen zwingen, was eine groß gedruckte Obergeschichte giebt, und eine kleiner gedruckte Untergeschichte, die mit ihren Wellen jede wahre Geschichte fortschwemmt. Man soll aus der Mähr keine Mährte machen.

Die gewöhnlichen Sprachlehrenfertiger, Sprachmeisterer und alle Sprachrecken, die gern an mir und mich und anderm Gezwerg wollen zum Ritter werden — finden Gelegenheit, hier Manches aufzumutzen. Mit der Vorklage, daß der Verfasser absichtlich so und nicht anders geschrieben, werden sie sich schwerlich abweisen lassen. Darum gelte ihnen die Erklärung als Herausforderung: daß Seite 97 „auf ein wichtig Ereigniß beruhen" keine entschlüpfte

Nachläßigkeit ist; sondern eine geflissentliche Absichtlichkeit. Thut man doch besser, Luther und Lessing zu folgen, als Sprachhähnen, die bis jetzt noch kein Werk der Redekunst geliefert, und darum gleich alten webunfähigen Spinnen andere aus dem Netz jagen wollen. Diesen Schulzaunkönigen kann nicht grimmig und Grimmisch genug zu Feder und Leder gegangen werden. Denn sie schleichen noch immer hinter dem Wadel eines stolzen Schulfuchses, und scheuen die Bahn, so der Homerische Voß ruhmvoll gebrochen. Mögen sie nun über das Aergerniß Seite 100, wo Hohfesten statt hohen Festen oder Hochfesten — nach der Bildung von Hoheit und Hohmeister und vieler Eigennamen steht, Verdammniß und Wehe rufen!

Aber scheinlich können sie den Verfasser der Sünde von nichtfolgerechter Schreibweise zeihen, wenn sie Monatstage undeutsch genug, Seite 102 und 103 mit October, Julius und September bezeichnet finden. Leider darf man uns Deutschen weit eher alle andere Wissenschaft zutrauen, als Kenntniß der Muttersprache. Jeder Federfechter glaubt: die Deutsche Sprache sey ein Spülkumpf, um sein ungewaschen Zeug darin zu beuchen. Wie soll nun denen in den Sinn kommen: daß sich Kaiser Karl der Große schon tausend Jahr vor der Schönebunds-

Schlacht mit Deutschen Monats-Namen beholfen, und ohne die Römer recht gut gewußt, wie es an der Zeit gewesen.

Aber noch immer romenzet die Deutsche Sprache nach der Mönche Rosenkranz Geklapper, nach der Römischen Schuldheisse Vergantung; noch trägt sie die Rienen der Knechtschaft, und des Franzosenthums Mähler und Narben.

Jeder Hanswurst, der eine Kunstrichterbude aufgeschlagen, verlappt seine Storgerbühne mit Allerweltsflicken. „Der Societät für wissenschaftliche „Kritik präsentirt" richtert der selbstbestallte hohe Hegelhof. Von einer „Weimeranischen Hof-„schauspielergesellschaft" weimert die junge nicht jugendliche Hebe, (1807 No. 94) und könnte bei ihrer Altklugheit aus Stein und Cannabich längst gelernt haben; daß die Stadt Weimar, nicht Weimeran heißt. Ein Sprachmerker hätte vollauf zu thun, und Stoff genug, um ein eigenes Zeitblatt mit lauter Sprachfreveln Deutscher Schriftsteller zu füllen.

Selbst die bessern und besten sind nicht ganz tadellos. Unnöthig und über Gebühr lateinenzet sogar der treffliche Grimm (Deutsche Grammatik, Göttingen 1822 und 1826) mit geminiren, organisch, unorganisch und andern Lautwidrigkeiten, die das

Lautthum der Sprache zerstören. Wer aber Deutsch mit lateinischen Schriften drucken lässet, muß sich noch mehr bescheiden, keine fremde Kunstwörter zu gebrauchen. Bei den Deutschen Gelehrten trifft leider häufig das Sprichwort ein: „Ein Schuhmacher hat selten heile Schuh." Denn sie sitzen bloß im Schatten des Alterthums; doch wandeln sie selten in des Alterthums Sonne.

Seit Kaiser Friedrichs des Zweiten Gebot: Die Reichsabschiede deutsch abzufassen — ist für die Deutsche Sprache keine so große Veranstaltung getroffen, als die Verordnung der Preuß. Regierung: daß auf allen Gelehrten Schulen in der zweiten Ordnung altdeutsch getrieben werden soll. Die Indische Sprache wird schon auf manchen Hochschulen mit Recht gelehrt; aber für die Muttersprache sind noch nicht überall Lehrstühle gesetzt.

Die Schulbüchereien haben alte Tröster genug, sammeln noch mehr dazu, und können von diesem Zeuge nie genug kriegen. Dafür sind ihre Buchwarte in der Deutschen Bücherkunde gemeiniglich übel beschlagen. Vielleicht macht nur allein Pforta eine rühmliche Ausnahme, wo ein Fünftel des zur Anschaffung von Büchern bestimmten Einkommens auf Deutsche Werke verwendet, und zugleich altdeutsch tüchtig getrieben wird.

Die Beharrlichkeit, mit welcher der Buchhändler Reimer von Zeit zu Zeit altdeutsche Werke in neuen Ausgaben zu Tage fördert; die Aufopferung, welche er dabei nicht scheut; die Rücksichtlosigkeit, Bücher zu drucken und zu verlegen, welche Gefahr laufen, als Krebse zurück zu kriechen und Ladenhüter zu werden — ist in der Geschichte des Deutschen Buchhandels beispiellos und unerhört. Reichliche Frucht wird die Saat unserer Sprache bringen; doch dem Verleger keine Ernte.

Wie die frühern Schriften des Verfassers manche Versuche zur Bereicherung, Reinigung und Entwickelung der Muttersprache enthalten, die von Kennern für gelungen erklärt worden, und in der Schrift und in der Volkssprache zu Wort gekommen sind; so stehet auch auf den neuern Runenblättern manches sprachthümliche Wort, was nicht tagtäglich gäng und gäbe ist. Wer, bibelfest und lutherfest, weiter in der Sprache forscht, wird es dem Verfasser Dank wissen. Lernen soll man von Rechts wegen aus jedem Buch. Nur dadurch werden Werke werklich. Die Deutsche Sprache hat auch ihre buchlichen Künste. Bei manchem Anstoß kann Adelung aushelfen, immer aber der allein so wenig, wie Campe.

Daran darf man sich nicht kehren, wenn Findlingen, denen die Muttersprache nicht die Sprachmutter gewesen, und die bei fremder Sprachamme früh ausgethan worden, der wälsche Zulp lieb und werth bleibt, an dem sie zeitlebens nuckeln. Fragte doch einst ein zierlicher Wälschling den verstorbenen Biester zu Berlin: was Aufgeld hieße; war aber sehr mit der trocknen Antwort zufrieden: „Aufgeld ist ein „fremdes Wort, und heißt auf Deutsch Agio.“ Bald wäre zu Breslau 1813 es „Staden“ (Seite 119) ähnlich ergangen, und nur ein Freund, der Uebersetzer des Herodotos, hat damals abgewehrt, daß es nicht unter den Rost von Quai gekommen. Die Deutsche Sprache ist in den bösen Zeitläuften verschrieben, verschwatzt, verrechtet, verdrillt und verhandelt worden. Wir müssen sie aus der Niederlage wieder aufdenken, wie sie sonst auf Tieen und Tagen mächtig erscholl, in alten Liedern und Mähren herrlich erklang, noch jetzt in Sprichworten gemahnt, und in den Kunstausdrücken eines frühern regsamern Volkslebens.

Die Denknisse aus dem Jahr 1813 sind damals häufig gedruckt worden und in wiederholten verschiedenen Auflagen als fliegende Blätter den Heeren voran geflogen. Die Meinung von vielen Tau-

fenden haben sie ausgesprochen, und das Gefühl von noch Mehrern angesprochen. Sie behalten für Freund und Feind geschichtlichen Werth, mag man sie als Urkunden nehmen oder als Kriegslisten. Darum finden sie sich häufig in Sammlungen über die Ereignisse jener Zeit. Die Feinde haben ihre Wirkung nicht abgeleugnet, und der Getroffene fühlt doch am besten, ob Hieb, Stoß oder Schuß gesessen. Napoleon ließ seinen Moniteur gegen den Verfasser in die Posaune stoßen; und sein damaliger Geheimschreiber redet — in seinem spätern Werke über das Jahr 1813 — von der Wirkung dieser Aufrufe, und dem Schaden, so sie seinem Kaiser angerichtet. So entschieden im Lager der Griechen gefangene Troër, beim Streite über die Waffen des Achilleus, zu Gunsten des Odysseus wider Aias Telamoning. Und noch in dem unseligen spätern Streite: ob es im Jahr 1813 — Begeisterung und Begeisterte gegeben — wurden die jetzt als Denknisse mitgetheilten Stücke als Zeugen und Beweise mit mit aufgeführt. Das zweite dieser Reihenfolge (Seite 117) ist auf Veranlassung von Blücher und Scharnhorst zu Breslau geschrieben, erst amtlich verbreitet, und dann bald darauf in der Berliner Zeitung von Haude und Spener unter dem 1sten April 1813 abgedruckt worden. Der „Lebenslauf der Wiedergeburt" ist zuerst in einer Vorrede zu deut-

schen Wehrliedern Ostern 1813 in der Hofbuchdruckerei von Decker zu Berlin erschienen. Der Verfasser hat für jetzt nicht alles in die Denknisse aufgenommen, was von seinen damaligen Arbeiten dahinein gehört; aber darum diese drei Aufsätze, weil sie gerade aus der Oertlichkeit und Zeitlichkeit einen Blick in die Weltgeschichte thun.

Das Bekenntniß ist ein Bruchstück aus der Schlußrede eines noch ungedruckten Werkes von sechs und sechzig Bogen, das der Verfasser unter dem 9ten October 1824 einreichte, und was seine Wirkung nicht verfehlt hat.

Brücken hat der Verfasser zwischen den Einzelheiten weder geschlagen noch abgebrochen; er ist zufrieden, wenn nur einzelne Pfeiler aus dem Zeitenstrome hervorragen.

Inhalt.

Vaterländische Wanderungen. Seite

Wegweiser. 3

Reisen und Wandern. 10

Nothwendigkeit der Landeskunde. . . . 15

Landfahrten. 21

Mängel des Unterrichts. 24

Reisebeschreibungen. 26

Zur Geschichte von Deutschlands Grenzen. 35

Land.

Erfordernisse. 47

Meer.

Bedeutsamkeit. 53

Die Haselung von Rügen. 63

Deutschlands Wehrkraft.

Trost der Geschichte. 73

Wahlplätze. 74

Wehrlage. 76

Grenzbefestigung. 78

Große Städte als Wehrplätze. 81

Deutsche Denktage. Seite
Hort. 91
Fund. 98
Gau- und Ortfeste. 102
Die Leipziger Schlacht. 105
Leipziger Tag. 107

Denknisse aus dem Jahre 1813.
An das deutsche Volk. 111
Das Preußische Kriegesheer an die Deutschen jenseits der Elbe. 117
Lebenslauf der Wiedergeburt. 121

Bekenntniß.

Vaterländische Wanderungen.

„Wer wandern will,
Der schweig fein still.
Geh steten Schritt,
Nehm nicht viel mit;
So darf er nicht viel sorgen.“

Wegweiser.

Das Gehen hat der Deutsche im Alterthum hoch in Ehren gehalten, bis die Schmachzeit der Ueberverfeinerung und Verzierlichung die Schläfer und Schlaffen hervor gebracht, die dann die Wandertasche in einen Reisekoffer verwandelt und den Wanderstab in einen Hangelwagen. Eginhard meldet im Leben Karls des Großen (Kap. 1.), daß die ältern fränkischen Könige Merovingischen Stammes, überall hin, nur auf einem Karren gefahren, der nach Bauern Art mit einem Joch Ochsen bespannt gewesen, und so sich in ihre Hofstatt, so auf den Reichstag begeben, der alljährlich zum Nutzen des Volkes gehalten worden.

„Daraus (nach Lehmann Speierscher Chro-„nik, Urausgabe, S. 143.) zu vernehmen, daß „zur selben Zeit, da das deutsche Reich in „höchster Blüthe und bestem Aufnehmen ge-„standen, die stattlichen Tugenden, Herzhaftig-„keit, Weisheit, Verstand und Erfahrniß an-„gesehen, große kostbare Anstellungen und „Bereitschaft wenig in Acht genommen worden. „Bei Karl des Großen Zeiten mag vielleicht „der Brauch der Ochsenfahrt seyn abgangen:

„seitmahl Eginhard zu verstehen giebt, daß „derselbe Kaiser Karl in seiner größesten Herr„lichkeit sey zu Fuße gegangen, sonst in seiner „Kleidung sich sehr schlecht getragen."

Sehr wortreich ist noch jetzt unsere Sprache, um die mancherlei Arten des Gehens sowohl nach ihrer äußerlichen Bewegung, als auch nach ihrem innern Antriebe zu bekennzeichnen. — Gehen, wandern, wandeln, wallen, wallfahrten, pilgern (welgern), schlendern (Lende, lendern), stapeln, wanken, gehören alle zu einer Sinnschaft.

Ueber die vier ersten hat bereits Eberhard (Synonymik III, 204.) angefangen, nach ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit Vergleichungen anzustellen. Dazu noch Einiges.

Wallfahrten, wie fahrten (Heerfahrten) überhaupt, geschieht nach einem bestimmten Ziel; oft auch zur bestimmten Zeit; gewöhnlich in Gemeinschaft; allemal aber nach denkwürdigen Weihorten, an die sich eine wichtige, geschichtliche Ueberlieferung knüpft. An Denktagen ist es gemeiniglich ein Verherrlichungszug frommer Sagen, oder beglaubigter Geschichten, die durch Denkmahle noch mehr vergegenwärtigt werden.

Pilgern ist mit selbstauferlegter Beschwerde, Mühe, Anstrengung und Entbehrung verbunden; gewählt als eine heilige Arbeit, um drückende Gefühle los zu werden, Leiden zu vergessen, und das sturmbewegte Lebensgewoge in einen Ruhhafen zu retten.

Wallen verkündet die innere Bewegtheit von frommen Gefühlen, von gottinniger Gesinnung in Ergebung und Andacht mit Glauben, Hoffnung und Liebe.

Wandern ist ein Gehen aus der Heimath in die Fremde, aber immer in den Marken des Vaterlandes, um zu lernen, nach den Lehrjahren noch nachzulernen, mit eigenen Ohren hören, mit eigenen Augen sehen, nach eigener Meinung seinen Stab weiter setzen. Merksam auf das Thun und Treiben der Menschen, auf ihr Tichten und Trachten, gelangt der Wanderer durch Land- und Leutekunde zum eigenen Urtheil. Darum folgen nach altem löblichen Brauch und wohlgeordneter Sitte auf die Lehrjahre die Wanderjahre. Sie waren sonst zur Gewinnung des Meisterrechts nöthig. Späterhin ward der Meisterschmaus die Hauptsache; man machte es dem Muther ganz leicht, führte ihn, wenn es anging, ein Paar Mal um das Gildehaus, wodurch er seine Wanderschaft im Nu ganz gemächlich abthat, und so für einen gereisten Mann galt.

Wer die Schuhe ansieht, und weiter nichts, der hält Wanderer, Waller und Pilger für Landstreicher. Deshalb sollen auch die heiligen Boten nach ihres Herrn und Meisters Gebot vor den kleinstädtischen und großstädtischen Oertern den Staub von den Füßen schütteln.

Zwei Dinge verschaffen dem Menschenfreunde auf Reisen Genuß: das Ansprechen der Bettler und das trauliche Annähern klei-

ner Kinder. Helfen können, ist es ein wohlthätiges Bewußtseyn, es thun, ein hochsinniges Weihgeschenk. Und dann kommt noch die verzeihliche Eitelkeit hinzu, noch nicht so abgereist auszusehen, als man ungespiegelt glaubt.

Die Wanderschaft ist die Bienenfahrt nach dem Honigthaue des Erdenlebens. An lieblichen Erinnerungen, seligen Gefühlen, würdigen Gedanken und huldvollen Augenblicken überladet sich keiner. Zu viel trägt man nicht ein. Sitzleben und Heimbleiben will was zu zehren haben.

An Ort und Stelle einer Denkthat ist man der Geschichte näher, und weilt auch lange nachher mitten in der Zeit und der That.

Geht und steht man, wo die Altvordern gegangen und gestanden; so dünkt man sich dadurch ihr Zeitgenoß und Lebensgefährte. Man glaubt, dort ihren Lebensgeistern zu nahen und ihnen näher befreundet zu werden. Man tritt in ihre Hallen, gleichsam als Besucher und Gast; und wandert zurück, als sey man nunmehr in jener Gilde aufgenommen.

Darum wallfahrtet der kindlich-gesinnte Leuthold so gern zu Trümmern der Vorzeit, als weilten dort im heiligen Schatten die Schemen der sonst Lebenden.

So verklären sich in uns erst die frühern Begebenheiten, durch den Wiederschein jenes Lebens und Liebens, durch den Wiederhall nachsagender Mähren. Die Wohnstätten eines untergegangenen edlen Geschlechts sind heilig,

wie dessen Gräber. Nur der Wirrwilde zerstört in der Habsucht ehrwürdige Denkmahle, um von den einzelnen Trümmern dauerlose Hütten aufzuschichten. Aber jedem frommen Degen, jedem rüstigen Dannemann, ist des Uebermuthes Zerstörung der ärgste Greuel, da sie ihm die lebendigste Darstellung der Vergangenheit entstellt. Und was er als Held nicht in offener Fehde gethan hätte, thut er vielweniger hinterrücks, als heimlicher Hinrichter.

Schaut man von den alten Söllern der Burgen über Fels und Feld ins Freie und erblickt die unten liegende Landschaft; so meint man, Himmel und Erde mit der Ahnen Auge zu gewahren, da man gleichen Stand einnimmt und der nämliche Kimm das Gesicht endet. Bei der Aussicht offenbaren sich dem Schauer höhere Gesichte, die Ansichten und Einsichten derer, so lange vor uns dort das Licht sahen.

Darum ist nichts so ungereimt, unsinnig, verkehrt und eitel, als die jämmerliche Bauqual, die mühsam Scheintrümmer werket, um eine geschichtlose ungeschichtliche Niegewesenheit zu erspuken.

„Wer geht, sieht im Durchschnitt anthro-
„pologisch und cosmisch mehr, als wer fährt.
„Ueberfeine und unfeine Leute mögen ihre
„Glossemen darüber machen nach Belieben;
„es ist mir ziemlich gleichgültig. Ich halte
„den Gang für das Ehrenvollste und Selbst-
„ständigste in dem Manne, und bin der Mei-
„nung, daß Alles besser gehen würde, wenn

„man mehr ginge. Man kann fast überall „blos deswegen nicht recht auf die Beine kommen und auf den Beinen bleiben, weil man „zu viel fährt. Wer zu viel in dem Wagen „sitzt, mit dem kann es nicht ordentlich gehen. „Das Gefühl dieser Wahrheit scheint unaustilgbar zu seyn. Wenn der König ohne allen „Gebrauch seiner Füße sich ins Feld bewegen „läßt, thut man ihm doch die Ehre an, und „spricht nicht anders, als: Er geht zur Arme; „er geht mit der Armee: — nach der Regel „a potiori. Sogar, wenn eigentlich vom „Gange nicht mehr die Rede seyn kann, behält „man zur Ehrenbezeugung doch noch immer das wichtige Wort bei, und sagt: Der „Admiral geht mit der Flotte und sucht den „Feind auf; und wo die Hoffnung aufhört, „sagt man: Es will nicht mehr gehen. Wo „Alles zu viel fährt, geht Alles sehr schlecht; „man sehe sich nur um. So wie man im „Wagen sitzt, hat man sich sogleich einige „Grade von der ursprünglichen Humanität „entfernt. Man kann Niemand mehr fest „und rein ins Angesicht sehen, wie man soll; „man thut nothwendig zu viel oder zu wenig. „Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft. Schon „deswegen wünschte ich nur selten zu fahren, „und weil ich aus dem Wagen keinem Armen „so bequem und freundlich einen Groschen geben kann. Wenn ich nicht mehr zuweilen einem „Armen einen Groschen geben kann, so lasse „mich das Schicksal nicht lange mehr leben."

(Mein Sommer, 1805, von J. G. Seume, Vorrede S. VI.)

Wer auf die Wanderschaft gehen will, muß erst in der Heimath flügge geworden seyn. Nur der Wanderreife ist reiserecht. Kleider und Schuh, Geld und Paß machen nicht allein reisefertig.

Vor allem muß der Wanderer leibhaft gerüstet seyn; denn Siechlinge, Steiflinge, Zierlinge, bleiben doch Stüblinge, so ihren Jammer zur Schau fahren.

Außerdem muß er etwas Tüchtiges in seinem Fache gelernt haben, heiße es Handwerk, Wissenschaft oder Kunst. Das schließt die gemeinsame, volksthümliche Durchbildung nicht aus, sondern verlangt sie ausdrücklich. Damit wird sich dann auch edle Wißlust einstellen, ohne Dünkelklugheit und Vorwitz. Aus dem fröhlichen Zusammenleben der Jugend wird der Keim zur Leutseligkeit in die Welt getragen. Vorläufige Kunde vom Vaterlande ist unentbehrlich. Ohne sie ist schon mancher um die Welt gereist und doch nie hinein gekommen, hat sich nachher auch zu Hause nicht zurecht gefunden.

Reisen und Wandern.

In einem fort schmählen unsere Altvordern auf das vorwitzige, frühzeitige, weltsüchtige Reisen ins Ausland; aber das Wandern im Vaterlande preisen sie allezeit und halten's hoch in Ehren. Wenn aber ein unreifer Kiek in die Welt, ohne ausgestandene Lehrjahre, ohne Erlebniß und Erfahrniß, zum Vaterlande hinaus dämmert; so erregt er nur Spott und Hohn.

„Als [Gelbhans] reisen wollt', und von uns Abschied nahm,
War er noch nicht geschickt zu einem weiten Ritt;
Auch bracht' er, als er wiederkam,
Aus fremden Ländern nichts als ihre Thorheit mit;
Der Geck war außer Land's des Vaterlandes Schande,
Und fremder Länder Schimpf in seinem Vaterlande."

Zu dieser Ueberschrift: „Auf die thörichten Reisen der Deutschen" giebt Wernike selbst eine vortreffliche Erläuterung, die damals zeitgemäß, noch jetzt den Nagel auf den Kopf trifft. Wer nicht Witz hinaus nimmt, kann keine Weisheit heimbringen. Daher kommt es dann, daß alle hinausreisenden Frühjunker zwar in

allen fremden Landen etwas Ausheimisches als Wahrzeichen ihrer dortigen Abentheuerlichkeit annehmen, und solches geflissentlich ins Vaterland zu verpflanzen suchen. Aber es sind allemal volkwidrige Unsitten, und was selbst dort zu Lande auf der Kehrseite der Völker steht.

So verreist und verreißt der Junghans unter allerlei fremden Völkern seine Deutschheit, impft und pfropft so viel Fremdes auf Kopf, Leib und Herz; daß er als völlige Zerrheit anwidert und aller Völker Sünden, in und an sich, als Musterreiter herumträgt. Sein Lasterbunt ist nach Wernikens Ausspruch:

„Grob, falsch, ungläubig, hinterlistig."

Es giebt bestimmte Gesetze, wonach ein in alle Welt Gegangener, beim Ablauf gewisser Jahre, für bürgerlich todt erklärt und sein Erbgut den nächsten Anverwandten zugesprochen wird. Kann Einer, durch Außensein und Nichts von sich hören lassen, Geld und Gut verlieren; um wie viel eher sein Anrecht zur Volkschaft, wenn er seine Volkheit vergeudet und sich freiwillig unter fremde Völker steckt, bevor er mundbar, wehrbar und leutselig geworden. Kann der bei seiner Rückkehr für voll gelten, der halbwachsen seinem Lande entlief? Kann der für großjährig Rechte in Anspruch nehmen, der nur älter und kälter geworden, aber unerfahren im Volksleben geblieben?

Frankreichs Buhlkunst hat in dem Jahrhundert seines Uebergewichts die deutschen Jünglinge entmannt, worüber ein Sänger schmählte:

„Die Jugendkräfte dort verlieren,
Und ihre Weiber selbst verführen,
Und unserer Feinde Väter sind."

Und um nur ein verführter Verführer zu werden, für einen sündefähigen Gast zu gelten und auf die hohe Lasterschule zu kommen, muß der angehende Lüstling sein Volk verläugnen: „So schlimm ist's nicht! Bedanke mich schön! Das fehlte noch! Ich ein Deutscher?"

Je mehr unsere Väter an ihrem Land und Volk hielten, je mehr beförderten sie durch Satzung, Brauch, Sitte, Lehre und Anstalten die Wanderungen im Vaterlande. Aber dem Reisen in wälsche Lande bleiben die Bekenner des Volksthums immer abgeneigt, und am wenigsten waren der Auslandigkeit diejenigen Reiser hold, so als Deutsche hinaus gereist, Deutsche in der Fremde blieben und als Deutsche wieder heim gekommen waren. Darüber hat man Stimmen, Urtheile und Warnungen aus verschiedenen Zeitaltern von den achtbarsten, ehrenfestesten Männern; außerdem Sprichwörter, wo das Volk sein öffentlich Gericht verwaltet.

Paul Decker in seiner indischen Schifffahrt.

Sittewalt's Abschied, als er seinen Sohn Ernst Ludwig hatte in die Fremde ziehen lassen, in Georg Gumpelsheimers Gymnasma de Exercitiis Academicorum edidit. Johann Michael Moscherosch; Straßburg 1652, Seite 208 u. s. w.

Georg Kölderer von Höch; Lansius in seinen Strafreden wider die wälschen Völker, besonders Seite 721 und 804.

Nicht alle Reisende gleichen den Strömen, die, wenn sie auch stehende Wasser durchfließen, doch als Rhein wieder herauskommen und mit ungetrübter Fluth zum Meere eilen. Das tugendfeste und sündenscheue Gemüth ist wie Glas, so vom größesten Schmuz wieder rein zu spülen ist, ohne daß der fremdartige Stoff in das Innere zu dringen vermag, da er nicht mit im Feuer bewährt worden. Nicht jeder bringt seinen Tugendschild wieder.

Der Deutsche hat die meisten Gefahren in fremden Landen auszustehen; kein Volk ist der Ansteckung von fremden Unsitten und Unbrauchen mehr ausgesetzt. Reisen und fremde Länder durchhasten (auf der sogenannten großen Eilfahrt durch Europa), hilft allein nicht wider Thorheit, und mehrt gar oft den alten Sparren mit neuen Nägeln. Auch wächst in Italien, Frankreich und England, nicht die Weisheit als Wegwart wild an der Landstraße; daß jeder Ausfliegling nach Herzenslust den Bedarf für seine Lebenszeit rupfen mag.

Es ist lange nicht genug, wenn man aus dem Auslande wälsche Hosen und Mäntel heim bringt, französisches Hübschen, englische Halsbinden und Moskauer Schmachtriemen.

Christian Weise hat 1673 in den „drei ärgsten Erznarren" die verdrehten Wälsch-

affen zeitgemäß geschildert und mit den lebhaftesten Farben. (Kapitel XX, Seite 54, Seite 57 u. s. w.)

Durch unsere fürwitzigen, unbedachten Reisen ins Ausland, besonders nach Frankreich, haben wir den Wälschen den Hochmuth in den Kopf gesetzt: als könnten sie nur allein die ungeschliffenen Deutschen schleifen, die rohen bilden und die unweisen weltwitzig machen.

König Heinrich IV. von Frankreich, der doch der allerbeste Mann unter den Franzosen gewesen, äußerte sich in dieser Hinsicht mit französischer Beschränktheit. Er sagte sogar zu einem hessischen Landgrafen: „Eure Liebden thun wohl, daß Sie und andere Ihrer Landsleute in Frankreich ziehen, alle ritterliche Uebungen und wohlanständige Sitten, nebst unserer Sprachen zu erlernen. Wir Franzosen aber finden in Deutschland Nichts, das wir nicht zuvor wissen, oder uns zu lernen nothwendig wäre." Hierauf sagte der Landgraf: „daß die Franzosen in Deutschland Bescheidenheit lernen sollten." (Nach Zinkgräf.)

Unsere Altvordern nannten den **unfreiwilligen Aufenthalt** im Auslande **Elend**. Der Leib findet sich überall zurecht und wird bald häuslich; aber der Geist wohnt sich nur bei Geistern ein, und das Herz wird nur bei Herzen heimisch.

Wer viel erlebt hat und in den Erlebnissen viel gefühlt, den niederdrückt sein Er-

fahrungsschatz, wenn er nicht an verwandte Seelen davon mittheilen kann, und wenn er kann, nicht darf. Daheim, Geheim.

Nothwendigkeit der Landeskunde.

„Wir wohnen in Deutschland, und wissen seine Gelegenheit nicht; von andern Ländern wissen wir sie, und schämen uns nicht, in der Heimath Fremdlinge zu seyn." „In fremden Ländern sind wir sehend, und in Deutschland entweder blind oder blödsichtig." So heben alte Klagen gegen uns an.

„Die Mode und der Wahn giebt aller Welt Befehle,
Die erstere dem Leib, die andere der Seele."

All solch angenommen Flitterwerk gewöhnt sich am leichtesten ab auf Wanderschaften. Andere Versuche zum Entlehren wollen nie recht anschlagen. „Jedes Land hat seinen Tand"; jeder Platz seinen Schatz; jeder Ort seinen Hort; jeder Winkel seinen Dünkel.

Darauf hält die Sassenschaft steif und fest, und wehe dem Wanderer, der nicht den Brauch solcher Genossenschaft, als den allerbesten anerkennen wollte. Wer nun aber sorgsam sein Vaterland durchwandert, der lernt so vielerlei Meinung, Sinn, Art, Gewohnheit,

Herkommen und Brauch kennen; daß er ohne Götzendienst, das Beste als Schick und Ziem daraus finden und heimbringen wird. Ihm wird die Sitte mehr seyn, als Satzung; das Recht höher, als die Regel; und die Tugend heiliger, als die bloße Umgangstüchtigkeit. Und vaterländische Wanderungen sind nothwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterlande zu entführen. Kennen lernen muß sich das Volk als Volk; sonst stirbt es sich ab. Zwar giebt es überall gute Menschen, aber nur zu oft sind böse Verhältnisse dazwischen gekommen, welche Annäherung und innige Vereinigung hindern. Darum ist es gut, daß der Jüngling auf die Wanderschaft geht, um außerhalb der Heimath in eigener Wesenheit mit voller Lebenskühr aufzutreten, und so zum Manne zu reifen. So lassen sich Angewohnheiten und Vorurtheile verreisen. Der Mensch gedeiht oft besser beim Brot in der Fremde, und erwächst frischer und freier, wo ihn kein steifes Herkommen einengt noch das Geregel der Verlebtheit frühzeitig verdutzt und verstutzt.

Glieder eines ausgebreiteten Geschlechts, die sich nicht persönlich kennen, die in weiter Ferne von einander getrennt sind, leben so hin, als wären sie nicht da. Wie wohlthätig wirken dann nicht selbst die kürzesten Besuche. Die zarten, von Blutsverwandtschaft gestiften, Bande, erneuert die Gegenwart und macht Umgang unauflöslich.

Die schöne Welt ist für's fühlende Menschenherz leer, wenn sie nicht durch andere Menschen belebt wird. Jedem Einsiedler und Zurückzügler muß bei Staatstürmen und Staatstillen die Hoffnung einer bessern Zukunft verschwinden. Der Stübling kann bei Staatswehen nur zittern und zagen; wer aber sein Vaterland gehörig durchwandert, der Leute Leben und Weben erkundet, dazu die Denkwürdigkeiten der Vergangenheit geschichtlich erforscht, so die Volksthümlichkeit nach ihrer Kraft und Macht erkennt — wird selbst in den bösesten Zeitläuften keinen Augenblick am künftigen Reich und dessen Herrlichkeit zweifeln. Was wäre bei den Schauern einer Unzeit und Unwelt das Leben ohne mitfühlende Herzen? Wenn auch diese keinen Blitz ableiten, keinen Nothschirm reichen, so verhindern sie doch, daß die Erde nicht als eine Schlacke angrauset. Sie heben durch ihren Werth zur Menschenwürde, die bei geschäftiger Niedertracht nur als ein Traumbild gemahnt. Des Volkes Ritterschaft ruht auf Land- und Leutekunde. Ein Oertchen, äußerlich unansehnlich und sonst unbedeutend, wird uns lieb, sobald Menschen darin wohnen, die uns angehen. Ungewitter, die dort hin ziehen, streifen nicht als Luftgebilde an unserer Selbsucht vorüber; wir schauen ihnen ängstlich nach, denn sie bedrohen unsere Theuren.

Wem nur noch Ein Menschenherz angehört, ist reich, und die letzte Zähre für einen Unglück-

lichen bleibt unbezahlbar. Knechte, Dienstlinge und Söldner lassen sich dingen, Heere werben, ja Kron und Thron am Meistbietenden erstehen; — Menschenherzen allein sind nicht feil und käuflich! Eine Gegend, wo wir Freude genossen, glückliche Augenblicke verlebten, gute Thaten verrichteten, ist uns heimisch, wie die Geburtsstätte unsers Daseins. Und Umgebungen, wo sich Hochgedanken in uns erzeugten, wo Gefühle, uns vorher unbekannt, die Seele füllten, heiligen sich zu einer Verehrung. Sie äußern geheime, doch Allen heimische Zauberkraft. Noch lange nachher, wenn die Begebenheit verschollen und der frühere Aufenthalt spurlos verschwunden scheint, kann ein sonst unbedeutend Plätzchen, ein Stein und Baum aufregen, uns lebhaft anziehen, uns zu Freude und Jubel stimmen. Unwillkührlich gesellen sich Denkort, Denkzeit und Denkthat. Das ist der Halt der Erlebnisse und der Weiser des Gedächtnisses. Aber die Vergangenheit erfreut nur schuldlose Gemüther. Nur an unentweihten Quellen blüht des Lebens Vergißmeinnicht. Reue hingegen umdornt die Rückerinnerung.

Aus Erinnerungen von Gedanken, Gefühlen und Handlungen besteht unser Leben, und wir fesseln sie nur durch die Vorstellung vom Raum und Zeit. Sind uns aber erst diese entflohen, so tappen wir vor uns in Nacht und hinter uns in Düsterniß. Das Leben soll ja selbst nur eine Reise seyn, aber man kann

auch auf Reisen leben. Nur muß man nicht im gemächlichen Blindekuhwagen fahren, sich auf Landstraßen umher treiben, um Wirthshäuser und ihre Küchen und Keller auszuschmecken. Wie viele Fugger mag es gegeben haben, nur Grabschriften verewigen nicht Aller Gaumkitzel und Reisedurst. Sein Diener mußte zum Vorkosten des Weins voraus reisen, und an den Schenkhäusern, wo die Probe ihm zechrecht gemundet: „Ist! Ist!" nemlich guter Wein, zur Nachricht hinterlassen. Dem an der Weinsucht Verendeten gab nachher die scherzhafte Grabschrift Bescheid:

„Ist! Ist!
Wegen allzuviel Ist!
Herr von Fugger gestorben ist."

Wandern, Zusammenwandern, erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Theilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe.

Andern Menschen werth werden, erhebt unser Mitgefühl; aber ungekünstelter Beifall und einfaches Wohlthun geben die reinste Zufriedenheit. Ein gewandter Mann, bewandert in menschlichen Verhältnissen, bekannt mit allen Leiden und Freuden, wird freundlich und gutwillig, herbergt gern, weist Fremde zurecht, giebt Wanderleuten Bescheid und bleibt dienstfertig, ausrichtig und anstellig sein Lebelang.

Steigende Vollkommnung, Trieb und Verbesserung gehen daraus hervor, und die edle Betriebsamkeit, das auswärts gesehene Gute in die Heimath zu verpflanzen.

„Kunst ist ein guter Zehrpfennig, man trägt nicht schwer daran, so kann man sie weder rauben noch stehlen."

Wer nicht mit Geld bereichert zurückkehrt, bemüht sich doch, mit brauchbaren Erfahrungen, mit anwendbaren Handlungweisen wieder zu erscheinen.

„Was ich nicht erlernt, hab' ich erwandert."

Alle großen Gesetzgeber, die ihre Anordnungen selbst verfaßten, hatten sie aus dem Thun und Treiben der Menschen herausgelesen, und was sie am Lebenswege der Menschheit pflückten, wirkt heute noch fort und wird alle spätere bloße Stubenwerke überleben. — Es scheint, sagt Decker von Straßburg (in seiner indischen Reisebeschreibung), als wenn das Wort Erfahrenheit vom Fahren oder Reisen entsprungen.

Nichts giebt solchen reinen Nachschmack und bleibenden Nachgenuß, als die vaterländische Wanderschaft. Da wird Alles zum Wonnegefühl, da ist Alles im Einklang. Der Gedanke ist eine stete Siegpracht. Wenn einer wieder trocken und warm sitzt; so hat er auch gleich, alle Beschwerden von Wegen, Wetter und Wind vergessen. Kein Berg scheint hoch und steil, wenn er erst erklommen; keine Mühseligkeit hart, wenn sie überstanden; und keine Tagereise lang, wenn sie erst zurück gelegt.

Landfahrten.

Allem Unterricht von der Landkunde in Stuben uud Lehrzimmern muß eine wirkliche lebendige Unterweisung im Freien voran gehen. Das Auge des Menschen muß Gesicht bekommen, sein Blick muß sich zur Anschauung erheben. Die Einbildungskraft muß sich entwickeln, die Seele mit deutlichen Bildern füllen, die sich immerfort in der Erinnerung treu abspiegeln.

Die Landesunkunde, die Welt- und Feldverbiesterung entsteht aus dem vielen Nachlesen solcher Bücher, die nur nachgeschrieben sind.

Da sitzt der faule Fleck, daß die Erdkunde aus erdbeschreibenden Büchern blos nachlehrt, nicht als Kunde erforschend auf Wanderfahrten lernt. Da fällt der Staar auf die Augen, wo man nicht mehr lebendig anschaut, nur die eingesagten Heftsätze mit dem Ohr aufnimmt, und die Schreibhand bewegt, wo man den Wanderfuß rühren sollte.

Auf der Eil- und Weilpost erlangt man auch keine Landeskunde. Vor ersterer gehen die Pferde mit dem Lande durch, vor letzterer schläfern sie Alles ein. Und jener Postreiser,

der weit und breit umher gestuckert worden, hatte so unrecht nicht auf die Frage, daß er doch sehr in der Geographie bewandert seyn müsse, zu antworten: „Nein! da bin ich nie hinein gekommen, sondern immer vorbei gereist.“

Wer wahre Landeskunde lehren oder lernen will, muß im Freien anfangen. Es müssen kleinere und größere Gänge gemacht werden, eigentliche Landfahrten (geographische Excursionen), wie man Wurzfahrten (botanische) längst im Gebrauch hat.

Nun hat die Natur uns einen Landweiser gegeben, der niemals irre führt, das fließende Wasser oder Gefließ. Dies suchen wir, wo wir uns befinden mögen, zuerst auf. Sind wir einmal am Gefließ, so haben wir zur Landeskunde den Schlüssel, der uns den Eingang zu allen Herrlichkeiten öffnet. Wo wir nur hin wollen, zeigt das Gefließ den Pfad, aufwärts und niederwärts; es führt bergan und leitet meerein. So lernt man an jedem Wasser, was nur anzuschauen ist; beim Kleinsten, wie am Größten. An jedem Gefließe lassen sich fast alle gegenseitige Erd- und Wasserverhältnisse zeigen. Nur sind natürlich die Erscheinungen oftmals Bildungen nach einem verjüngten Maaßstabe; aber gewähren dennoch eine größere Anschaulichkeit, als die bestmöglichsten Zeichnungen.

Durch Landcharten allein erlangt ohnedies keiner eine deutliche Vorstellung vom Geländ

und Gefließ. Dem nur können sie nützen, der, wie das Gesicht im Schattenriß, so die Landschaft in der aufgenommenen Gegend wieder erkennt. Werth behalten sie, als Vergegenwärtigungsmittel, als Träger der Einbildungskraft, als Nachhilfe des Gedächtnisses.

Aber die Erdgestalt einer Gegend sollte sich im Bildniß abspiegeln und kenntlich seyn, wie Leute im Gemählde. Die Feldschaftsbilder müssen niemals die Aehnlichkeit verläugnen. Nicht in unabsehbaren Wellen dürfen sie unendlich und maaßlos entwallen, nicht in Gestaltlosigkeit von Dünen fortreihen. In der genauesten Getroffenheit liegt die Trefflichkeit.

Zur Unterhaltung und Belehrung bei einer wahren Landschaft hat die deutsche Sprache genug Zeichenstoff, um alle Ortsamkeiten des Vaterlandes zu marken; man braucht drum kein Babeler und Babbeler zu werden, oder gar zu verhegeln. Die geringhaltige, fast gepräglose Scheidemünze des alltäglichen Gehübsche reicht freilich nicht aus; was die Tintgöpel der Unterhaltungsblätter fördern, ist nicht viel gewichtiger; man muß die seltnern Schaustücke hervorlangen, wie sie die Truhen der alten Lieder und Bücher bewahren, und die Mundarten als Namengeschenk einer durch Anschauung hoch-, tief-, stark- und fein-gebildeten Sprache überliefern.

Sprachödes Mäkeln verarmt an Worteinerlei; wälsches Gehabe hört sein eigen Wort nicht. Nur das eigenste Wort, der

eigenste Ausdruck schildern die eigensten Gegenstände. Vor Verwechselung soll Bezeichnung sichern, und das wird sie um so bündiger leisten, wenn sie jedwedes Sachlichste fern von Wortziererei am sprachlichsten nennt.

Mängel des Unterrichts.

Geographie wird auf tausend Schulen gelehrt, aber vom Vaterlande bekommt die Jugend dadurch kaum oberflächliche Kunde.

Es bleibt der Unterricht in der Landeskunde und Erdkunde eine unwissenschaftliche Wisserei; ein Namen- und Zahlenwerk; ein Namengeschwirr und Zahlengewirr; Abstumpfen der Einbildungskraft, und Blenden der Anschauung.

Das Sprichwort: „wer gut schmiert, der gut fährt" wenden Lehrer und Schüler falsch an, wenn sie glauben: es ließe sich etwas in den Kopf hinein schreiben. Durch Hefte haftet wenig im Gedächtniß.

Daher giebt es gemeiniglich einen dreifachen Unterricht, den man als Lehrgang schleichend, stolpernd und hochtrabend; als Lehrlauf (cursus) flüchtig, oberflächlich und davonrennend nennen kann.

Die Lehrer machen mit den Schülern, Jahr aus Jahr ein, Stuben- und Chartenreisen; aber keine Wanderung, es müßte der Zug denn in eine Kneipe gehen. Im Vortrage selbst wird alles über einen Kamm geschoren, alles mit gleicher Genauigkeit abgehandelt; von Cayenne, Botanibay und Sibirien weitläuftig erzählt, als sollten die Schüler dort Anbauer werden, oder Wärter- und Wächterdienste thun.

Eine beliebte Waare der Buchkrämerei sind die erdkundlichen Lehrbücher, mit dem anpreisenden Lockschild: „Nach den neuesten Bestimmungen." Die schreiben sich einander aus bis auf die Druckfehler, die sie dann noch gewöhnlich mit einigen sinnentstellenden vermehren. Sie wissen nicht gehörig von einander zu sondern: das Veränderliche und Unveränderliche, das Unwandelbare und Wandelbare, das Bleibende und Treibende.

So wie Eroberung, Tausch, Schenkung, Abtretung und Erbschaft dazwischen kommt, ziehen die Streichherrn gleich einen dicken Strich auf der Charte und haben viel gethan. Aus einem Topf verkaufen sie neunerlei Fett, aber eins so ranzig, wie das andere.

Sie haben ein Fachwerk mit Ueberschriften: Lage, Größe, Einwohner (beliebte Seelenmeisterei wird hier nicht vergessen), und es folgt ein Rechenknecht, der eine Tafel voll Netzwerk trägt: Zahl, Sprache, Glauben, Eigenschaften, Fleiß, Reinlichkeit, Emsigkeit, Betriebsamkeit,

Lebensart, Bildung in Kunst und Wissenschaft — oder vornehmer: Population, Religion, Character, Industrie, Cultur, Luxus.

Dann von dem, was das Land hervorbringt, oder seinen Erzeugnissen, deren Gewinnung, Verarbeitung, Vertrieb und Verbrauch, dem Verkehr und Handel nach Einfuhr und Ausfuhr.

Auf Vornehmwälsch lautet das ganz anders, und klingt so, daß man glauben sollte: Hinter einem fremden Worte müsse weit mehr stecken, als man einem aus der Muttersprache zutrauen könnte. Producte, Fabrication, Importation, Exportation machen sich breit. Es thäte Noth, daß: „Curiöses Bauern-Lexicon, von Belemnon, Freistatt 1728," wieder neu aufgelegt würde.

Reisebeschreibungen.

Auch in Reiseberichten sind unsere Vorfahren deutlicher und deutscher. So hat Albrecht von Mandelslo in seiner morgenländischen Reisebeschreibung eine Ueberschrift: „Dinge, die ich nicht wohl glauben kann." Solche Ehrlichkeit ist jetzt selten; es wird gelogen und getrogen.

Gemeiniglich sehen die Reisebeschreiber durch fremde Brillen, und sobald es erst bekannt geworden: der Reiser sey auch ein Beschreiber; so bindet jeder was auf, und wer was auf dem Herzen hat, giebt es von sich. Es ist gerade so, als wenn Plundermatz mit seinem Karren pfeifend still hält und aus allen Häusern die Lumpen kommen.

Schon dem alten Nicolai (noch nicht dem schlechtesten) wurde bei Reisezeiten vorgeworfen: Er habe roth angestrichen, wo er gut gespeist und getrunken. Zöllner verstand das schon besser, in Schlesien wie in Pommern. Wadzeck aber übertraf alle zu Tafel gebetenen Reisenden: nur ward sein Gequängel gerade so ermüdend, als langsames Fahren im Sande bei Sommerszeit in der Mittagshitze durch eine Kienheide. Büsching, der wackere Aufräumer in der Polterkammer der Erdkunde, wußte doch auch, was Bogen füllt. Der zählte ganz geschwinde zu Tegel noch erst die Maulbeerbäume, als er von Berlin nach Kyritz zu einem Verwandtenfeste eilte.

Die meisten Reisebeschreiber haben das Aufschneidemesser an der Seite, den Speisezettel in der einen, die Weinliste in der andern Hand, in der einen Tasche die Austheilung der Bühne, in der andern das neueste Verzeichniß der Bücherleihen, und die Brille auf der Nase, zumal wenn sie schöne Aussichten aufsuchen.

Man sollte glauben, wenn man solch ein Reisebuch durchpeitscht, solch ein Schreiber sey

blos mit der Sinnlichkeit auf die Fettweide gereist und habe Kopf und Herz als überflüßig zu Hause gelassen.

Widerlich wird die Blümelei, unausstehlich die Ziergärtnerei. Es ist ein muffiger Geruch von verdufteten Salben, eine Stickluft gleich einem unausgewitterten Ballsaal. Besonders die Rheinreisen könnten Einem die schöne Rheinfahrt im voraus verleiden. Wer es aber haben kann, nehme sich ein Pack solchen Beschreibungszeuges mit und lese an Ort und Stelle zur Erschütterung des Zwerchfelles auf dem Verdeck die ungereimten Uebertreibungen. Die Ansteckung dieses widerlichen Gesüßel ist ziemlich allgemein; nur nicht so lustig, wie bei dem „fliehenden Meklenburger" Kloppmann. Der schrieb 1806: „Pfingsten, da alle Bäume grün und 8 Tage Ferien waren, ging ich in den majestätlsch beblümten Wiesen von Jena spatzieren."

Ein gelehrter Deutschfranzoß kam nach der Leipziger Schlacht und der ersten Pariser Einnahme zum ersten Male nach Frankreich, und zwar die Straße durch das Lauseland (Champagne pouilleuse). Da schrieb der Verzückte: „Als ich in das erste französische Dorf kam, da ward ich sogleich gewahr; daß ich mich in dem Lande der guten Lebensart, der feinen Bildung und des schönen Geschmack befand."

Die meisten Reisebeschreiber schreiben, was sie nicht sehen, entlehnen es aus andern Bü-

chern, oder lassen sich auch etwas aufbinden. Denn die Leute, womit der reisende Geck am meisten zu thun hat — sind alle mundfertig: Wirthe, Lohnbedienten, Schirrmeister, Postkutscher.

In der Schweiz, oder in irgend einem Gebirg, oder in einem schönen Strandgau, wohin viele Reisende aus der Fremde kommen, wollen sie dann verhimmeln, wenn sie einen treffenden Witz, ein gesundes Kernwort oder passenden Reimspruch von einem Hirten und Führer vernehmen. Sie begreifen nur nicht; daß es nicht das erste Mal ist, wo dieser Gedankenblitz wetterleuchtet; daß der reisende Tagbuchhalter nicht der erste ist, mit dem jener bewunderte „Erzvater, Natursohn und einfältige Spruchsprecher" redet; daß solcher Schlaukopf seine Lieblingsschnurren bei jedem aufs neue wiederhohlt.

Die Leute in deutschen Gauen weichen entweder dem Reisenden aus, fertigen ihn kurz ab, wie die meisten Gelehrten; oder hätscheln ihn, wie die reichen Juden zu thun pflegen. Bei denen heißt es: „Mit dem bin ich och bekännt." Die Reichen und Vornehmen, um sich mit dem wohlfeilen Schimmer der Leutseligkeit zu schmücken, betrachten den künftigen Reisebuchmacher als ihren Reisediener, Musterreiter und Herold, der ihr Lob in aller Welt anpreisen kann. Also Schauspielerei von beiden Seiten! Es muß künftig davon geredet werden; daß man bei diesem und

jenem gewesen, und wen man dort alles getroffen. Wer im Rufe steht: Reisebeschreibungen zu fertigen; erfährt nicht mehr die reine Wahrheit. Die Leute betrachten ihn dann, nach einem richtigen Gefühl, als einen Gesandten der schreibenden und lesenden Mächte.

Ueber den Ueberlauf, den berühmte Gelehrte und Künstler auszustehen haben; wie zeitraubend und werkstörend solche Höflichkeit im Vorbeigehen allemal bleibt; auch was für einseitige Urtheile dadurch in die Welt geschrieben werden; äußerte sich Wieland in Oßmanstädt sehr offenherzig zu Karamsin, was der russische Reichsgeschichter in seine Reisebeschreibung getreulich aufgenommen hat.

Ganze Gauschaften und Invölklein einer großen Gesammtheit können, beim flüchtigen Ueberblick auf einer eiligen Durchreise, nicht der schielenden Absprüche entgehen. So in Schubart's Gedichten, Theil 2, Seite 253:

„Deutscher Provinzialwerth.

Der Sachs ist fein, der Breme stark;
Das Baiervolk hat Knochenmark.
Oestreicher haben guten Muth,
Genießen viel, verdauen gut.
Der Frank ist bieder und gerecht,
Der brave Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt
Noch viel Cherusker Enkel hat;
Doch übertrifft sie alle weit
Der gute Schwab' an Herzlichkeit."

Reisebeschreiber wissen selten in der eigenen Heimath Bescheid, kommen unreif in die Fremde,

wo sie dann alles anstaunen, weil zu Hause ihre fünf Sinne schliefen; wundern sich über die Größe der Birken in Lappland und gingen im Thiergarten ihrer Hauptstadt einer größeren, weit eichenähnlicheren vorbei, die doch hart am Hauptpfade stand; fragen und foltern auswärts die Vorübergehenden nach Sagen und lassen die schönsten heimathlichen unbelauscht unter den gemeinen Leuten verhallen.

Die unreifen Reiser, die ohne Lehrjahre ausgestanden zu haben, gleich mit den Wanderjahren anfangen und nach einem argen Selbstbetrug im Weltwahn und Klugdünkel die Meisterschaft erlangt zu haben vermeinen — finden im Zeitverderb ihren Zeitvertreib. Wenn sie dann heimkehren; so haben sie über das Wälsche alles Deutsche verlernt, und sind sie unglückseliger Weise vornehm und reich und mit Besitzungen begütert; so ist des Baukrams, der Kunsttrümmer und der Narrethei kein Ende. Da hauen sie die alten tausendjährigen Eichen hinweg, um Platz für Raupenpappeln zu gewinnen, legen abgeschmackte Gärten an, daß sie sammt und sonders die Spottreime treffen:

Es wird hier Jedermann gebeten:
Die Berge ja nicht platt zu treten;
Auch lasse man nicht Hunde laufen,
Sie möchten sonst die Seen aussaufen;
Denn so grob wird doch Niemand seyn
Und stecken gar die Felsen ein.

Jünger hat im „Fritz" die Lächerlichkeit abentheuerlicher Baue und Kunsttrümmer

treffend dargestellt. Wenn der Bauer solch ein abentheuerlich Ding sieht; so sagt er auf Befragen: J! das ist nur ein Quantsweis. Wir nennen das unseren gnädigen Herrn seinen Galgen; er hat den Riß dazu selbst mit aus der Fremde gebracht.

Bei Sonst-Hohendemzin (jetzt in Burg Schlitz umgenamt) in Meklenburg hatte gar ein sonstmaliger Regensburger Reichstagsgesandte einen Wegweiser setzen lassen: „Eine halbe Meile von Teterow, 65½ Meile von Regensburg."

Zu Waren in Meklenburg schwebt ein Schwan auf dem Kirchthurme, den aufzusetzen Jemand eigens ein Vermächtniß gestiftet: „Weil ihm Gott durch gefährliche Land- und Seereisen geholfen und gute Verdauungswerkzeuge gegeben."

Das größte Unglück stiftet die Verdorbenheit der mitgereisten verwälschten Dienerschaft. Meistentheils werden dadurch lüderliche, lebensfrohe Glaubenspötter; Faulpelze, Weichlinge, Wollüstlinge — so die altdeutsche Sprache Hundsfötter nennt — die das Landvolk vergiften.

Unsere Vorfahren verfuhren in ihren Zeit- und Reisebüchern mit tiefer Gründlichkeit und äußerst genauer Sorgfalt. Sie wissen immer die eigensten Dinge sprechend zu erzählen, heben die Besonderheiten heraus und fassen die Merkmahle mit Behendigkeit auf. Das Wesentliche, worauf es ankommt, bringen sie nach

Zeit, Ort und Gelegenheit schicklich an, so daß von Land und Leuten und Zeitläuften immer ein deutliches Bild spricht. Was sie sehen und wie sie es sehen, sieht der Leser wieder als Nachschauer. Die Bündigkeit ist ihr Dauerschmuck und die schlichte Einfalt ihr Glanz.

Ganz anders, wie manche neusüchtige Schönschreiber, die dem Leser mit ewiger Einerleiheit anwidern, sich vornehm gebehrden und zieren, überall hübschen, und darum alle Merke ausglätten, alle Mahlzeichen vertuschen, alle Kennungen fein entfernen und nichts festhalten, als den taubstummen Namen und die todte Zahl.

Zur Geschichte
von
Deutschlands Grenzen.

„In der gemeinen Lehre ist ein unendliches Ge„zänke; was Deutschland gegen allen vier Winden „des Erdkreises vor Grenzen haben solle? Und weil „Jeder leicht begreift: daß nach dem Unterschied von „Glück und Sieg, diese Grenzen sich bald erweitert, „bald wiederum gemindert und verringert haben: „So kommen einige auf den Einfall — es wäre „unter den Grenzen Deutschlands und der Deutschen „ein Unterschied zu machen. Wie aber weder Gott „noch die Natur die Länder begrenzt oder verzäunt „haben; weil dasjenige, was den Juden geschehen, „keinem andern Volk wiederfahren: so folgt von „selbsten, daß Deutschland so weit gehe, als Deut„sche wohnen, oder Recht haben zu wohnen. Mit„hin aller Völker ihre Lande dem Mond gleichen, „der bald ab= bald zunimmt. Wobei aber gleich„wohl auch dieses nicht geleugnet wird: daß die „Völker am besten thun, wenn sie ihre Grenzen der „Natur nachgehen, und Thäler, Wälder, Wasser, „ja Klippen und Klausen, Päße, Vestungen und „Schlösser suchen, dadurch vor ihren Nachbarn „unterschieden zu bleiben, und um so viel ruhiger „zu schlafen."

Rechtliche Erläuterung der Reichs=Historie, nach dem Zusammenhange der Ludwigischen Lehren. Halle 1735, in 8=Blatt. Seite 11 und 12.

Zur Geschichte von Deutschlands Grenzen.

Deutschland ist zu verschiedenen Zeitläuften bald größer, bald kleiner, und eine Zeitlang dem Namen nach gar nicht mehr da gewesen. Nach der Leipziger Schlacht ist es aus der Sündfluth der französischen Umkehr wieder ans Licht getreten, und reinigt und trocknet sich allmählig vom Schlamm und Unflath der bösesten Zeitläufte.

Vor der französischen Umkehr rechneten die schreibenden Landmesser Deutschland bald größer, bald kleiner; aber kein einziger traf die wahre Größe: doch hat Niemand zu viel angenommen, weil unsere Bescheidenheit eher was weggiebt, als auf des Vaterlandes Recht besteht. Zwischen zehntausend und dreizehntausend Geviertmeilen schwanken die Angaben. Am Allermäßigsten war man, als die Pariser Tagfahrt begann. Da stand in einem gelese=

nen Zeitblatte: „Deutschland ist wenigstens dreitausend (3,000) Geviertmeilen groß.“

In den Hofzeitungen der deutschen Innstaaten herrscht darüber Widerspruch und Verwirrung. Der Oestreichische Beobachter; die National-Zeitung der Baiern; die Würtembergische und Badische Hofzeitung sind sich in ihren Angaben sämmtlich entgegen; indem die Einen etwas zu Deutschland zählen, was die Andern zum Außendeutschland rechnen.

Da eine erdkundliche Benennung ganz etwas anders ist, als eine staatische Bezeichnung; jede Wissenschaft aber Kunstworte bedarf, die gleich in einem Innbegriff das Zusammengefaßte darstellen und ausdrücken: so sollten die deutschen Zeitblätter sich wenigstens über diese Kleinigkeit verständigen. Denn darüber sind sie längst einverstanden: Deutschland zu nennen, alle diejenigen Innstaaten, so zu klein sind, um für sich allein auf eigene Hand ein abgesondertes Ganze zu bilden und eigenen Staatshandel zu treiben.

Als während dem Rheinbunds-Schwark das deutsche Reich äußerlich aufhörte, selbst der Name Deutschland der Vergessenheit geweiht schien, und jeder Deutsche für des Zwinggewalt Kriegsgericht reif war, wurde aus einem Thore zu Rendsburg die Steininnschrift gebrochen: „Eidora terminus Romani imperii.“ Zu der Zeit ging auch der Altonaer nach Deutschland, um das Hamburger Schau-

spiel zu besuchen. In England ist es jetzt ganz gewöhnlich auf Pässe zu merken: „Gültig zur Reise nach Hannover und Deutschland.“

Von Alters her haben immer die Fremden ein Recht zu haben vermeint: Deutschlands Grenzen zu bestimmen, auch im Innern haben sie, leider oft genug zu unserm Schaden, ihre Meinung ins Werk zu setzen gewußt.

Die Römer, überall durchgreifend, und die Völkerscheiden mehr wie eine bequeme Heeresstellung betrachteten, setzten sich gleich durch einen Machtspruch auf etwas Gewisses. Nach ihnen zu, gaben sie Rhein und Donau für Deutschlands Grenzen aus, und beide Ströme hießen lange so; selbst Kotzebue begrenzt noch damit Deutschland.

Lange *vor* Cäsar waren die Deutschen schon bis an den Wasgau wohnhaft und jenen Höhenzug, wo Mosel und Maas nebst den andern westlichen Nebenflüssen des linken Rheinufers entspringen. Der Rhein ist auch seit dem grauen Alterthume alle Zeit ein *deutscher* Landesstrom gewesen, führt auch, bei allen alten und neuern Völkern, immer einen aus der deutschen Ursprache entlehnten Namen.

Späterhin lenkten die Römer wieder ein, und nahmen bei der Eintheilung ihres von Deutschland eroberten Gebiets in Landvoigteien auf den natürlichen Zusammenhang Rücksicht. Da hatten sie auf dem linken Rheinufer

ein Vorder-Germanien, worin Mainz, Worms, Speyer und Straßburg namentlich angegeben werden; ein Hinter-Germanien mit Köln und dem heutigen linkrheinischen Niederland. An diese schlossen sich Vorder-Belgien mit Metz und Trier, „berühmter Wohnstatt der Herrscher" (Ammianus Marcellinus Lib. XV. Cap. XI.); und Hinter-Belgien, worin Amiens, Chalons und Rheims. Das rechte Rheinufer war Groß-Deutschland, und das Land jenseit der Elbe und immer weiter nach Osten hinaus hieß die dicke Wildniß (ultima barbaries).

Strabo behauptet (Lib. VII. Cap. 2.) ausdrücklich, daß die Römer noch nicht auf das rechte Elbufer vorgedrungen.

Dem Pomponius Mela ist die Weichsel Germaniens Grenze.

Plinius rückt sie bis an den Guttalus (Gothalle, Gothelbe, Gothaller), welcher Name in der Alle, dem obern Zustrom des heutigen Pregel noch nachhallt.

Von diesem Ostlande wußten sie zu keiner Zeit viel Gewisses, und weil sie späterhin da nicht hinzu kommen vermeinten, waren sie freigebig, und ließen zuletzt alle und jede Begrenzung Deutschlands in jenen Gegenden auf sich beruhen. Hinter den Wohnsitzen der Deutschen lassen sie Sarmaten umherschweifen, die im Kotzebue sogar „hausen," nach Florus (IV. 12.) „ein reisig Reitervolk in

waldlosen Steppen, so wild; daß es nicht Frieden versteht."

Das innere Deutschland dachten sich die Herrscher in Rom, und die Heerführer am Rhein lange nicht so tief, und unzugänglich. So vermaß sich späterhin ein Römischer Raufbold, Deutschland in Einem Feldzuge bis zur Ostsee zu bezwingen. Eine leere Großsprecherei, wenn er seine Heerfahrt vom Rhein antreten wollte; aber ausführbarer, wenn er vielleicht längs der Oder den Zug zu unternehmen Willens war, und noch leichter, wenn wirklich nach dem Markmannenkriege die Römer in Schlesien festen Fuß gefaßt haben sollten. (Vergl. Herodian VII. 2.)

Zwar redet davon ein alter Weihstein, daß Markus Aurelius einmal von seinem Waffenplatz Carnuntum an der Donau in das Gebiet der Burier gestreift (Reichardt Germanien S. 336). Aber ist er deshalb über die Karpathen gekommen? Mögen nicht die Burier vielmehr erst vor den Römischen Waffen wieder zur Pilitza zurück gewichen seyn?

Aber keine Römerschaar hat in Wehr und Waffen den Tie im heiligen Hain der Semnonen (wahrscheinlich den Blumenthal auf der Ostsee- und Nordsee-Scheide in der Mittelmark) betreten, und ist bis an das Baltische Meer gedrungen. Doch hat ohne Zweifel mancher vornehme Römer als Kriegsgefangener im blauen Ländchen, zwischen

Stolpe und Danzig, die Schweine gehütet, und mag auch wohl mancher als Sühnopfer im heiligen Hertha See auf Rügen ertränkt seyn.

Wo auch nicht Römische Heere hingekommen, hat man Römische Münzen in der Erde gefunden, und meist von den Kaisern, mit denen der Erbkrieg am blutigsten fortgekämpft wurde. Das deutet auf Zuzug der fernsten Gauleute, und auf stete Theilnahme der Fernewohnenden an den Römerfehden, auch auf Gewinn von der Kriegsbeute. Auch hatten die Römer die Ahnung, daß ihre Weltherrschaft einst durch die Deutschen untergehen würde, und Tacitus, der es unverhohlen bekennt, erfleht darum von den Göttern ewige Zwietracht unter den Germanen. (German. 33.)

Alle ihre Kraft setzten von Zeit zu Zeit wiederhohlentlich die Römer daran, Deutschland zu bezwingen. Deutschland galt ihnen lange als ein Wunderland voller Wagniß und Abentheuer, und reizte um so mehr den Geist aller hochstrebenden Krieger. Hier wollte jeder gern Ritter werden: denn von den andern Nachbarn war kein großer Siegesruhm zu erfechten. Den Rhein nannten die Römer den Prachtstrom (superbus), und sie bauten an seinen Ufern überall vortreffliche Werke mit weiser Wahl und steter Rücksicht auf der Orte Gelegenheit zu künftigen Heerfahrten. Das Rheinische Land ward ihnen lieb nnd werth.

Ausonius besang sogar die Schönen und Schönheiten der Mosel.

Als es späterhin mit der Völkerunterjochung nicht mehr recht flecken wollte, wurden denn doch immer wieder die Deutschen überzogen, um in Rom wegen nicht erfochtener Scheinsiege das Schauspiel von Siegespracht zum Blendwerk zu geben. Denn der Kaiser-Römer Bitte und Gebet lautete: „Unser täglich Brot und neues Schauspiel." Solcher vorgegaukelten Siegesjahre zählt Tacitus zu seiner Zeit schon 210, und bekennt treuherzig: „So lange überwinden wir schon an Deutschland." Hinterher schließt er seine Betrachtung: „Die Deutschen sind bei Weitem mehr besieg-„prachtet, als besiegt worden." (Germ. 37.)

Der Römische Hochmuth erstarb im Bettelstolz, von eigenen Lob-Läusen gefressen. Schon hatte Stiliko die Sybillen-Offenbarung verbrannt, Alarich Rom gezüchtigt; da sang noch Rutilius (Itinerarium Lib. I. v. 91.): „Minder ist, was Du beherrschest; als was Du verdienst zu beherrschen!"

Endlich gelang es den Deutschen, wieder in den Besitz ihres Ureigenthums zu kommen, auch die Erbschaft ihrer vertilgten Brüder zu erwerben. Die Herrschaft der Römer verfiel zusehends, und nahm ein Ende mit Schrecken. Die freigewordenen und freigebliebenen Deutschen bauten nun am Hochrhein, Ober-, Mittel-, Nieder- und Unterrhein ihre neuen

Anlagen zum Theil auf Römischen Trümmern. So sind alle Rheinischen Städte Siegesmahle des halbtausendjährigen Kampfes mit Rom, das theure Geschenk durch die Blut-Arbeit unserer Altvordern. Sogar der Schweinhirt von Wiesbaden hat eine Dienstwohnung in einem Römischen Mauerwerk.

L a n d.

„Keinem hat es noch gereut,
Der das Roß bestiegen,
Um in frischer Jugendzeit
Durch die Welt zu fliegen.
— — — — —
— — — — —
Sind Jahre verschwunden,
Erzählt er dem Sohn
In traulichen Stunden,
Und zeigt seine Wunden,
Der Tapferkeit Lohn.
So bleibt das Alter selbst noch jung
Ein Lichtstrahl in der Dämmerung."

Tieck.

Erfordernisse.

„Land! Land!" rufen die Seefahrer mit freudigem Jubel. Der Mensch ist ein Landwesen, und ein Volk kann nicht auf einer Flotte Wasserödden durchschwimmen. Es ist auch kein mährleinhafter Paradiesvogel, den Dichtungen ohne Füße und allen Anhalt ewig in den Luftreichen flattern lassen. Ein Volk kann nicht wie Zwiebeln auf dem Blumenglase gezogen werden: Es muß einen Boden haben, und festen Fuß fassen.

So viel Erdreich, als den Namen Land mit Recht verdienen will, muß geeigenschaftet seyn, eine sichere bleibende Wohnstätte eines selbständigen Volks abzugeben. Ein Volk darf weder sich einlagern wie die Türken, noch insteln wie die Juden.

Nur ein Ganzes aus wohlgegliederten Theilen hat die Bedingnisse: aus bloßer Heimath Vaterland zu werden, woran und worin ein Volk leibt, lebt und liebt. So muß man ein Land wie einen Leib betrachten. Der darf aber nicht krank seyn, wenn eine gesunde Seele sich in ihm behaglich fühlen soll.

Jedes Volk muß eine Veste zum Wohnland haben, oder doch ein so großes Eiland; daß solches in seiner Insellage für sich bestehend als Veste gelten mag. Einzelne Landschollen, die keinen landlichen Zusammenhang bilden, bröckeln gar leicht auseinander; ein Land aber soll grundfest und bodenfest liegen. Nur ein Landkern hält ein Volk zusammen, und giebt den Wohnern von allen Enden und Wenden eine Richte.

Soll ein Volk, als Menschengemeinde und gesellschaftliche Gesammtheit, durch eigene Entwickelung innenbildbar — außendeutsam werden, und in steter Gemeinschaft, in fortwährender Rege durch mannigfalten Verkehr am Leben bleiben: so muß sein Wohnland einen Raum einnehmen, auf dem es sich gehörig rühren kann. Ein Paar Hufen Acker sind aber noch kein selbständiges Land, auch wenn sie schon nach der Gemeinheitstheilung für sich liegen. Auch ist solch Gebiet kein befriedetes Land, was in Einem Tage Hirsch und Hase durchrennen, und die Möve gemächlich überfliegt.

Ein enger Landraum ist wie ein enges Zimmer voll böser Dünste und Stickluft; wie eine verbaute Stadt, wo die Bürger in Höhlen = Kammern luft= und lichtscheu wie Fledermäuse hausen.

Ein Volk mit großen Anlagen, mit trefflicher Entwickelungsfähigkeit, mit jugendlicher Kraftfülle, und gewaltiger Strebsamkeit, ist in

einem geengten Landraum wie in ein Zwangwamms gesteckt; es ist eine saftige Frucht in einen Dörrofen geschoben, wo es zur Huzel einschrumpfen und an innerer Gluth verkohlen muß. Will es solch Todesloos nicht geduldig über sich hinwürfeln lassen; so muß es alle Kräfte zusammen nehmen und das Weite suchen. „Besser in den Reisern, als in den Eisern."

Ist umgekehrt das Landgebiet zu weitläuftig, zu ungleichartig, zu scheidelos, streckt es sich unübersehbar hinaus; so schweift das Volk ins Blaue hinein, kehrt nie in sich zurück, verzettelt sich in Häuflein, höchstens in Horden, und geräth bei dieser Einsiedlerweise in die große Gefahr, nach und nach wieder einzuwildern.

Ein jedes Wohnland soll aber als Vaterland das Volk zum gemeinsamen Leben zusammen halten, es unauflöslich verbinden, durch den Tausch der Bedürfnisse an einander gewöhnen, durch Verkehr beleben, und durch zahllose Bande des gesellschaftlichen Lebens in Lieb und Leid, und Noth und Tod verketten. Solche Macht und Herrlichkeit kann weder die Winzigkeit noch die Wüste leisten. In beiden stirbt und verdirbt die geistige Regsamkeit. Selbst die Mitgift der reichsten und wohllautigsten Sprache verdumpft und verstumpft. Sie verschallt in menschenleeren Einöden ohne Antwort des Wiederhall, und zerflittert im

Kerker. Es muß Gelegenheit da seyn, sich mitzutheilen und auszusprechen. Gedanken, Gefühle, Gesinnungen, Geschichte geben der Sprache erst einen Lebenskreis; bauen ihr den Boden, und breiten den Himmel über sie, als ein schön Gezelt. Das ist blutwenig, ein Zeichengesprach durch Töne, um in Speisehäusern, in Schenken, in Kramladen, auf der Landstraße und am Spieltisch zurecht zu kommen. So verstehen sich wohl, in großen Völkerkriegen, sprachfremde Leute, durch eine geringe Anzahl Wörter; aber solche Unterhaltung scheint dann den Halleschen Rumpeltopf zu begleiten.

Mannigfaltigkeit und Einheit sind die Bedingnisse der Landeswohlfahrt zum menschlichen Volksleben. Das Land muß ein Spiegel der Erde seyn, eine schöne Landschaft im Großen und eine Welt im Kleinen. Wer erst einen Paß zur Reise ins Ausland mit vieler Schwierigkeit lösen muß, um doch Ein Mal in seinem Leben einen Berg zu besteigen, wird nicht sehr hoch kommen. Blind, taub und sinnlos, wer nur von Hörensagen kennt: der Auen grünen Teppich, der Matten Blumenschmelz, des Waldes Laubgewölbe, der Quellen Sprudel, der Aehren blau Gewoge und güldenes Nicken, der Klippen schauerliche Klüfte, der Berge Rundsicht und der Wonnethale Siedelei, der Ströme Fluthen, und den steten Wechsel des Meeres in seiner ewigdauernden Unermeßlichkeit.

Meer.

„Das Wasser hat keine Balken.“

Waidspruch der Landratzen.

„Der Völker Bahn
Zu Macht und Ehr,
Du freies Meer!
Schirm' jeden Mann,
Der unverzagt
Wohlthätige Gefahren wagt,
Wie Du, kühn bei der Stürme Nacht!
Und führe ihn nach Kampf und Spiel
Als Sieger an sein herrlich Ziel;
Und Heldenlob und Heldenleid
Entschweb' als Lied zur Ewigkeit.“

Nach dem Nordischen.

Bedeutsamkeit.

Das Meer ist beides Weltnähe und Weltferne, Völkerscheide und Völkerfüge. Es macht erst das Land zur Veste und öffnet den Markt für jegliche Fahrniß. Bei dem lebhaftesten Tausch des Beweglichen, wird hier die Volksthümlichkeit gerade gepflegt, weil die Gegensätze scharf, eckig und ungeglättet vorkommen. Das Meer begrenzt die verschiedenartigsten Ursprünglichkeiten, und ist das schirmende Hemmniß; daß nicht die Völker in einen Allemanischen Weltgallert in einander zusammenrinnen und verdicken.

Das Meer ist das Zwischenhaus der Völkerstätten, Band zum Verkehr, Bund wider Umkehr. Es bleibt aller Völker Allmende, Gemeinheitstheilung ist hier unmöglich. Mit Recht nennen unsere Altvordern — schon seit dem Hildebrands-Liede — das Mittelmeer die Wendelsee, wo die Völker verkehren und umkehren. Die Küste erscheint jedem Auge als des Landes wahrer Kimm (Horizont), unter den seine Sonne geht. Hingegen öffnet sich auch jeder Hafen zum Weltthor, aus dem

Straßen in alle Lande führen. Seefahrt, Seehandel und Seewehr machen ein Volk erst weltreif und weltmündig. Ein Volk, das ans Meer reicht, und doch von der Wasserscheu befallen, ohne Seewehr fortknikkert, wird an allen möglichen Landkrankheiten erschlaffen. Hat es eine Küste, und doch keine Seewehr; so gleicht es einer Pute, die Entküchlein ausgebrütet. Die wasserfreudigen Thierlein schwimmen nach Herzenslust, und lassen die Landhockerinn janken, ohne auf ihr angstvolles Gebehrde zu achten.

Eine bloße Küstenflotte ist auch noch nicht hinreichend zur vollen Seewehr. Wehrthürme, Küstenburgen und feste Hafenstädte müssen hinzukommen, und als ächte Seewehrplätze mit vollen Speichern und Zeughäusern. Sonst kann die Seemacht, ohne Seeschlacht, zu Lande erobert werden, wie Alexander dem Makedonier gegen die Perser gelang, und Napoleon den Engländern drohte.

Küstendörfer und Küstenstädte gehören mit allen Seefischern zur Seewehr. Sie und die Bewohner der Hafelungen (Archipelagus) stellen geborne Seewehrmänner. Im Mittelalter war bereits bei einigen deutschen Stämmen eine vortreffliche Einrichtung der Seewehrmannschaft, und deren Eintheilung in Riemzahlen und Schiffsrehden.

Wie das Seebad dem Leibe sehr wohlthätig ist; so stählt auch das Seeleben ein ganzes

Volk. Im Binnenlande giebt es Zeiten der Abspannung, wo das stille geruhige Daseyn ohne alle Rege fortdämmert. Es giebt dort keine nahe Veranlassung zur Theilnahme an Welthändeln, und wenn eine kommt, so steckt das Volk gewöhnlich zwischen einer Nothwahl. Von manchen wichtigen Angelegenheiten der Menschheit erfährt man nur lange nachher etwas von Hörensagen. Die Weltverbindung ist an Zwischenvölker geknüpft, darum ohne bleibenden Zusammenhang, und im Frieden nur durch die dritte und vierte Hand. Bei solcher Zurückgezogenheit von der Weltbühne, sind schon manche Völker in meerloser Binnensiedelei eingeschlafen und haben sich nun Selbständigkeit geträumt. Die innere Sicherheit wächst durch äußere Thätigkeit, das heimische Wohlbehagen gedeiht durch Theilnahme an auswärtigen Begebenheiten. Ueber Dinge, die außerhalb der Landesmark liegen, ist ein Volk bald einverstanden, und theilt gleiche Gefühle und Hoffnungen. Hat es aber nur Spielraum im bloßen Binnenlande, so muß es sich vor zwei Uebeln hüten. Entweder verfällt es in Schlafsucht, Genießerei und Wollust, die dasselbe dann entmarken und entmannen. Oder das plötzliche Aufhören der Bewegung bringt zuerst Störung, darauf Gährung, aus der sich Meinungen entwickeln, die zur Feindschaft, Verfolgung, Widerstand und zuletzt zum blutigen Bürgerkrieg aus-

arten. Und doch ist es noch eine Wohlthat, wenn gegenstrebende Meinungen sich einander Obstand halten. Ihr Kampf ist ein glückliches Lebenszeichen, daß ein Volk noch nicht erstarrt ist. Ein mächtiges Landvolk mit Seeehr und Seewehr wird nicht zum Zeitvertreib über kleinliches Sonderwohl rechten. Da heißt es nicht: So viel Köpfe, so viel Sinne.

Sorglose Sicherheit und Nennewigkeit verbriefter Scheinfrieden sind die Schwindsucht der Kraft. Da werden im beschaulichen Binnenleben die Menschen so windelweich, so schäfermüthig, und verläugnen zuletzt vor lauter Menschlichkeits = Gequängel die Menschheit. Das Seeleben versüßelt nicht, und giebt immer wieder einen handfesten Kern, wenn auch in rauher Schaale. Auch ein Volk bedarf zur Gesundheit beständiger Bewegung, und die findet es beim Landfrieden einzig nur auf dem Meere. Dort herrscht stets Weltthätigkeit, und was im Weltleben vorgeht, bleibt keinem Volke fremd.

Auf der Veste unter bloßen Landmächten kann ein gefährliches Uebergewicht entstehen, wenn Bethörungen, Einschläferungen, Vorspiegelungen von durchtriebener Staatskunst recht schmeichlerisch gegleißet werden. Selbst wackere Völker gerathen dann durch die Kurzsicht ihrer S c h a l t e r in Strick, Netz und Garn. Die R u h s u c h t (lateinisch desidia, auf studentisch pomade) ist die verderblichste

Landplage. Die kann langsam verzehrenden Jammer aushalten, und bleibt lieber in der Leidensgewohnheit, ehe sie Muth faßt, einen vorübergehenden Schmerz zu überwinden.

Jeder Binnenländer sollte wenigstens Ein Mal in seinem Leben an die See wallfahrten, und am Meere, im Meere und auf dem Meere gewesen seyn. Die Urdeutschen hatten, nicht ohne weise Wahl, ihr Erzheiligthum die Herthaburg auf Rügen und nächstdem auf dem Riesengebirge und Brocken. Ein großes Volk, das fast in allen Gauen Ackerbau treibt, bekommt wohl nicht leicht zu viel Seeleut' und Bergleut'. Beide sind schätzbare Stammhalter eines urkräftigen Menschenschlags, geben dem Volke Lebensfrische, und bleiben ein Urquell trefflicher Nachzucht.

So wie der Bergmann zu Tage fährt, löscht er sein Grubenlicht aus, und lebt menschlich unter den Menschen. Spricht er auch von seiner Mühe und Arbeit, er verachtet drum nicht andere Leute, noch redet er geringschätzig von anderem Gewerbe. Schweigsam in der Schachten Unterwelt ist es ein fröhlicher Haufen, eine sang- und klangreiche Schaar in Bergreihen und Zechhäusern.

Der Seemann, ein Sieger über Wasser und Wind, duldet nicht leicht Unbille auf dem Land. Strenges Gesetz, harte Zucht und schwere Kost läßt er sich ohne Widerrede auf dem Schiff gefallen — nur Willkühr, Gesetzelei und Rechts-

bruch mag er nicht auf dem Lande ertragen. Wie weit er auch von seiner Heimath in die Fremde fährt, dem Vaterlande kann er nicht entsagen. Ohne Vaterland ist er nichts, ein bloßer Meerschäumer. Der Seemann muß seiner Vaterlandsflagge Ehre und Achtung verschaffen, oder er wird zu Tode gehänselt. Sobald er die Heimath erreicht und wieder ans Land kommt, verkehrt er mit neuer Liebe unter den Leuten. An große Gefahren gewöhnt und an mühselige Arbeit, bleibt ihm Tand und Narrethei der Veste ein lächerlich Possenspiel. Ein Abtrünniger kann, auf der Landflucht, sich leicht vom Vaterlande lossagen, und es laut und öffentlich verläugnen. Niemand stellt ihn darüber zur Rede. Er gilt in den weltbürgerlichen Theeschwemmen um so mehr für Mann von Stande, Welt und Bildung, je mehr er entvolksthümlicht dem Vaterlande Hohn spricht. Ein bloßes Landwehrvolk bleibt ein Steppenklepper, und seine Verfassung wird nie eine rechte Dauerkraft erlangen. Aber ein Seewehrvolk läßt die Sonne der Freiheit nie gänzlich untergehen. „Gott grüß dich freier Friese.“ Beim seewehrlichen Volk ist auch immer Liebe zu Verfassung und Volksthum. Auf die Wogen wagt sich nur das Freie.

Allerlei Handthierer mag man leichtlich werben, und für Gold und Sold zu Diensten haben; aber gute Seeleute müssen geboren werden, und in der Seeluft wachsen; da nur werden sie wählig.

Das Seeleben will seinen Tummelplatz haben, wie der Falke die First, das Wild den Wald, und das Roß die Räume.

Zweierlei Ding giebt ein gut Seevolk: seemännisch leben auf dem Land und Gewerb auf dem Meer. Solche Leute werden im Binnenlande ordentlich landkrank, und sind auf ihren Eilanden, Landzungen, Vorgebirgen heimisch, wie am Bord ihrer Fahrzeuge. — Das Seewesen zu Friedens und Krieges Zeiten erfordert ein seemännisch Leben und Weben; Englands Seemacht hat ihren Grund in der kühnen Küstenfahrt der Kohlenschiffe.

(Siehe G. Forsters kleine Schriften: Cook, der Entdecker.)

Das Leben lehrt gründlicher, als jede Schule. Seemännisches Gewerbe giebt die Bildung zur Seewehr. Die Bewohner einer Hafelung von lauter kleinen Inseln, die für sich ein geschlossenes Ganze ausmachen, vereinsiedlern sehr leicht, und werden am Ende Schaalenmenschen, die gleich Schaalenthieren in ihren Riffen verstern. Ein Engländer, so auf eine Felseninsel, rings von unersteiglichen Steilen umgeben, als Sträfling zur vermeinten Besserung gebracht wurde, rief beim Ausschiffen: „Ein schönes Land für Engel und Vögel!" Anders ist es mit einer großen Hauptinsel, die selbst als geräumige Veste gelten kann, und nicht wie Mittel-Tyrus das Zudämmen des schüzzenden Meerarms zu befürchten hat. Völker,

die sich nur längs Küsten ausbreiten, und nur einen Landgang vom Schiffe machen, verschwimmen im Nebelsaume, sobald im Binnenlande die Sonne aufgeht. Als Numidien unter Massinissa den Ackerbau lieb gewann, war es aus mit Karthago. Die Bewohner einer langen Küste werden Klebeleute, wie vormals die gerührigen Friesen. Die hatten sich von der Maas bis zur Weser und jenseit der Eider nur zur Seewehr wider die Heiden als Küstenwohner verpflichtet. Landwärts wollten sie nicht tiefer hinein, als daß sie am Abend wieder an der Küste seyn konnten. Ihre Tapferkeit konnte ihre Freiheit nicht schirmen. Sie wurden einzeln aufgerieben und unterjocht. Es war ein ungebundener Bund von sieben Seelanden, der 1323 noch einmal beschworen ward. Unweit Aurich, zu Upstalbom, wurden die alljährigen Bundestage gehalten. Dort ist den freiwilligen Friesen ein Denkmahl errichtet, die 1813, 1814 und 1815 für Deutschland geblieben sind, ehe Ostfriesland zu Hannover kam.

Auch die Dithmarsen, ein hochherziger Stamm, zwischen der Elbe und Eider, mußten, weil sie keinen Rückhalt im Binnenlande hatten, der Uebermacht der Dänen i. J. 1559 erliegen, so viele Stürme sie auch Jahrhunderte lang ritterlich abgewehrt hatten.

Einmal sandte der Dänenkönig Dreißig Tausend Söldner und Lehnmänner, den Junker

Schlenz mit der schwarzen Garde an der Spitze. Wider sie weihte sich Wolf Isenbrand mit einer Schaar von Fünf Hundert Dithmarsen, und errang den glänzendsten Sieg, bei Hemmingstedt 1500 am 17ten Februar, der in der Geschichte nicht seines Gleichen hat.

Früher strahlt die brennende Kirche von Alten-Wörden als ewiger Leuchtthurm durch die dickste Düsterniß der Knechtschaft. Hier haben 1397 die Dithmarsen das Aeußerste erduldet, und gewagt, und gestritten wie die Nibelungen in Etzelsburg, nur mit glücklicherem Ende.

Ein Volk soll nicht wie eine Qualle am Meerbusen dorren, nicht wie ein Strandläufer die Küsten auf und nieder rennen; Küste und Binnenland gehören zusammen und machen erst ein Ganzes. Ein entküstetes Volk ist ein Welteinsiedler, ihm fehlt das Meer. Ein großes vom Meere gedrängtes Volk muß ersticken, weil es nicht Herr seiner Aus- und Einfuhr bleibt. Ein solcher entküstete Binnenstaat mag sich nur einen von Kienraupen abgefressenen Tannenbaum zum Wappenbild wählen. Er kann alle sonstige Riesenstärke nicht gebrauchen, weil er in einem Zwangleibel steckt, in einem Narrensack hängt. Durch Krieg auf Leben und Tod muß er sein Verhältniß zu ändern suchen, und gleich Rußlands unsterblichem Peter sich seinen Strand und Strickreiter vom Halse schaffen.

Nirgends ist Uebermacht gefährlicher, als an den Küsten eines Binnenmeeres. Weltherrschaft ist überall ein Völkergrab; am schwersten ist sie zu vernichten, wenn sie gleich der Mittelgardschlange rings um ein Binnenmeer gelagert, ihren T. von aufgeschlagen hat. So war es bei den Römern, auch nach der Theilung in Ostrom und Westrom, und ist auch noch jetzt die Stärke der baufälligen Osmanischen Pforte.

Als die Altpreußen ihr Binnenland und die Masuren eine Küste wollten, wurde der deutsche Orden nach Altpreußen gezogen; als der von dem Landesthor Thorn aus das Land erobert, schien anfangs ein Rückhalt im Land erworben. Pohlen und Lithauen vereint, begehrten Ströme und ein Meer, und vermeinten, es sey am Leichtesten, wo es am Nächsten zu haben. Das schwarze Meer schien ihnen zu weit, sie überließen ihre wahre Küste den Türken, und versuchten das Schwerere, sich unter die Germanen zu drängen. Da mußten die Deutschherrn mit ihnen auf Leben und Tod kämpfen. Der Rechtshandel, den im Gottesurtheile 1410 die Schlacht von Tannenberg schlichten sollte, — ist unentschieden geblieben. Doch haben spätere Begebenheiten der Küste wieder das alte Uebergewicht verschafft.

Und Graudenz Jungfrau unbezwungen
Schirmt stolz wie sonst Marienburg.

Die Hafelung von Rügen.

Glücklich ist Deutschland wieder im Besitz vom linken Peeneufer, und der Insel Rügen, die 168 Jahr von ihm getrennt gewesen. — Das linke Peene-Pommern und die Insel Rügen bilden eine Eilandsflur, von Inseln, Halbinseln, Strandinseln, Landzungen, Meerengen, Busen, Buchten und Vorgebirgen, Hornen, Orten und Nesen. So wie es jetzt kunstlos in seiner Naturfestigkeit daliegt, können mit einiger Kunstnachhilfe wenige Jäger und einige Stücke, ganze Heerschaaren aufhalten, die seewärts kommen. Es ist ein wunderbar zerrissen und mannigfalt ausgestattetes Land, eine seltsame Hafelung (Archipelagus), ein schöner Seepark, wie ihn nur die Natur bauen konnte. Da muß der Mensch zu einem Seeritter und Seehelden gedeihen, und kann in reiner Ursprünglichkeit fortdauern. Von Arkona bis Hela auf der Danziger Höhe bildet die Ostsee einen großen Einbug, und das Land macht einen halben Mond, um das Meer einzulassen.

Die Küste des festen Landes zwischen der Oder und Weichsel ist fast hafenlos, hat stürmische Winde, niedriges Land, tückischen Sand, Reihen von Riffen, und unsichere Rehden. — Das linke Peene-Pommern nebst Rügen hat mehr Hafen von Natur, als die lange Küste von Memel bis Peenemünde durch Natur und die Arbeit eines gerührigen Volks in langen Jahrhunderten. Es kann aber noch weit mehr und viel bessere Hafen bekommen, sobald der Fahrzwang aufhört, den die Stiefvaterschaft des Auslandes beibehielt. Es braucht verhältnißmäßig sehr wenig drauf verwandt zu werden, um Wehrhafen zu gewinnen, wie noch keiner an der Ostsee ist.

In den letzten Jahren der schwedischen Herrschaft sollte auf Rügen an der Lanker-Bäk' (einem tiefen und langen, wohlgesicherten Einschnitt des Meeres, beim Dorfe Lanken, nicht allzuweit von dem noch denkmahllosen Wahlplatz, wo der alte Dessauer Karl XII. geschlagen,) eine Handelsstadt mit Kriegeshafen angelegt werden. Da war es zu spät; Napoleon ließ dazu keine Zeit mehr. Bis jetzt steht aber auf Rügen und der ganzen Hafelung kein Leucht- noch Wehrthurm, und keine Kirche auf dem Ruden, wo Gustav Adolph 1630 gelandet und Gott gedankt.

„Gott segne den Strand,
den Fisch- und den Heringsfang" —

ward sonst in den Kirchen gebetet.

Das linke Peeneland ist eine Seemänner-heimath, wo die Lage die Seelust erweckt, und Rehder, Fischer und Schiffer erzeugt, die mit Heimweh an ihr Land, Leute und Leben hangen. Dabei sind besonders die Rüger gut zu Fuß, zu Pferd und zu Boot, geborne Markmänner und Küstenwehrer. Hiddenseer nach Mön verschlagen, wollten sich nicht auf einem dänischen Schiffe zurückbringen lassen, und fuhren auf ihren offenen Boten wieder heim. Mit der größesten Kunst würde es keiner Staatsverwaltung gelingen, eine Menschenart zu bilden, wie hier See und Stamm und Zeit in deutscher Urkraft immer erziehen und fortzeugen. Dies sind die Leute, so noch unserm Vaterlande mangelten. Sie halfen einer Noth ab und einem Bedürfniß. In einem Paar Jahren nach der Wiedervereinigung wird man es ihnen nicht mehr ansehen, daß sie jemals von ihren Stamm- und Sprachgenossen getrennt gewesen.

Die preußische Regierung braucht nur die geeigneten Mittel zu ergreifen und Einrichtungen zu treffen, die auf die Natur der Verhältnisse, und auf Eigenthümlichkeiten, Gewerbe, Lebensart und Neigungen der Bewohner Rügens, begründet sind; so kann für die Seewehr Preußens — dereinst die Hauptwaffe seiner Erhaltung — ein äußerst tüchtiger Menschenschlag fortgebildet und vermehrt werden. Mit diesen gebornen Seemännern ist eine

starke Küstenflotte leicht zu bemannen, zumal wenn die Pommerschen Inseln hinzu kommen, und Seestädte und Seedörfer künftig überhaupt nur seewehrpflichtig sind.

Zum Besatzungsdienst in großen binnenländischen meerentfernten Städten sind diese Seemänner nun und nimmer geeignet, und jede Bemühung dazu bewirkt nur Mißgestalt und Verbildung.

Höchst nothwendig ist es aber zum Gedeihen von Rügen; daß der Staat dort die verpfändeten Güter wieder einlöset, vor Allen die wichtige, aber für einen Gutsbesitzer eben nicht einträgliche südöstliche Halbinsel Mönchgut. Auch Hiddensee, die westlichste Insel der Rügenschen Hafelung, in der Schiffersprache und auf den alten Seekarten Dornbusch genannt, muß ein unmittelbares Staatseigenthum seyn. Die Art und Weise, wie ein Gutsbesitzer den möglichst größten Ertrag bei dem mindesten Aufwand von Menschen aus seinen Landbesitzungen zu ziehen sucht, befördert nicht allemal die höheren Staatszwecke. Bei einer Hafelung wie Rügen giebt es ganz andere Rücksichten, die aber auch allein nur der Staat nehmen kann. Zuvörderst müssen die Hindernisse weggeschafft werden, die der naturgemäßen, besseren Bevölkerung im Wege stehen. Eichen sind schnell gefällt, Bauern leicht gelegt; aber ihre neue Anzucht geht nur langsam.

Thomas Kanzow, Geheimschreiber eines Pommerschen Herzogs, fand zu Luthers Zeit noch wenig Unterschied zwischen den Bauern und Edelleuten; sie verheiratheten sich sogar unter einander. Seit dem 30jährigen Kriege nahmen die Bauernwehren in einem fort ab; es traten landlose Instenkathen an ihre Stelle. (Biederstädt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Neu-Vorpommern. 5 Theile. 1818 — 20.)

Das Land ist eine hohe Wart im Meer, die Leute müssen, wenn sie die Augen aufthun, in die Weite schauen, ihr Gesichtskreis lässet sie nicht nahsichtig bleiben und engherzig werden. Die Gebieter von Pommern haben vormals nicht umsonst den Namen: „Herrn vom Belt" geführt. (Dähnert, Pommersche Bibliothek, Theil I.)

Die Schwedische Verwaltung hat nie gewußt, was sie für ein Reichskleinod von Deutschland abgekrieget und weggefriedet. So hielt sie Rügen nur als den Bäckerladen der Stadt und Festung Stralsund. Weil die Schweden im 30jährigen Kriege zuerst durch Stralsund, und nachher durch Stettin und andere Städte ihr Glück gemacht; so wurden die befestigten Städte von ihnen besonders begünstigt. Was in Schweden die Verfassung auch für weise Einrichtungen hatte, sie traten in diesem Nebenlande in keine Wirksamkeit. Die Rüger durften keinen Handelshafen anlegen, und ihre Erzeugnisse

nur nach Stralsund, Wolgast, Greifswald und Bard verschiffen, die dann damit weiter in die Welt handelten.

Eben so ward die schmählichste Leibeigenschaft, die man uns noch als Römischen Sklavennachspuk überall hereingedeutelt, erst geduldet, und dann durch arge Rechtsdreherei härter gemacht. Der unglückliche König Gustav IV. Adolph hob die Leibeigenschaft auf, zunächst auf Veranlassung von E. M. Arndt's Schrift:

Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803.

Der größeste Theil der Inwohnerschaft hatte nichts, woran er sich erheben und aufrichten sollte. Selbst seinen Sprach- und Stammgenossen wurde der gemeine Mann entfremdet, weil er an die Erdscholle gebannt, ein Gefangener in der Nebenvoigtei eines auswärtigen Reichs blieb.

Das Gefühl von König und Vaterland, was ihre Preußischen Brüder hob, und zu einem Ehrennamen der Tapferkeit verhalf, konnte dort nicht aufkommen. Die linke Peenemark und Rügen waren nur ein Außenlieger von Schweden, ein Rast- und Gasthaus der Könige, wann sie auf Reisen gingen. Wenige aus Schwedisch Pommern kamen nach Stockholm, und auch denen blieb die Hauptstadt fremd, so lange sie die Deutschheit nicht verläugneten. Die Zeit unter Schweden ist ein Winterschlaf gewesen, ein Stillstand des Volkslebens. In vielen ihnen fremd und widerwär-

tigen Kriegen waren sie schutzlos, und mußten theuer bezahlen, daß sie zu einem fremden Reiche gehörten. Ruhm und Ehre ward ihnen nicht zu Theil; die großen Männer, so aus der Peenemark und Rügens Gauen hervorgingen, wurden der Heimath nicht angerechnet. Ihnen blieb statt des Hochgefühls von Vaterland, als Ersatz die Einsiedelei der Heimath. Die Bessern haben zu allen Zeiten immer um so tiefer gefühlt: daß sie niemals zu einem jenseitigen Baltischen Reiche gehören, nur leider unverantwortlich von Deutschland abgerissen worden; daß sie aber mit Deutschland wieder vereinigt dereinst sein Staden, sein Werft, seine Seeburg und seine Seegarde seyn können. Die Sehnsucht nach Wiedervereinigung konnte nicht ersterben.

Es sind Stamm- und Sprachgenossen, von denselben Altvordern, so die Städte der Hansa gründeten. Es sind verschollene Kinder, so wieder nach langer Irrfahrt zum Vaterhause heimkehren. So ist dieser Wiedererwerb eine wahre Mehrung, da sich Gleiches zu Gleichem gattet. Es ist eine wahre Einverleibung, die in Gut und Blut übergeht. Als Voigteiwohner und Ausleute waren sie nichts, konnten nichts gelten und nichts werden. Fremde Art und Weise hemmt erst die Entwickelung der Volksthümlichkeit, wodurch der alte Urstamm erkrankt, und endlich ertödtet, in ein

nichtsseyendes Scheinleben übergeht. So sind an allen Enden und Wenden Deutschlands, herrliche Stämme, durch fremde Herrschaft, so geknickt; daß sie nach Kopf und Herz schon jetzt fast gänzlich undeutsch und meindeutsch erscheinen.

„Welchen geziemet die Deinen zu seyn,
halt nimmer für Fremde."

Rutilius Lib. I. v. 14.

Als 1813 das linke Rheinufer erkämpft worden, mußte dasselbe auch noch erredet und erschrieben werden. Von E. M. Arndt's Schrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze," that der Titel Wunder. Sonst hat E. S. Weiß (Zeitschrift von Rühs und Spieker. April 1814. S. 362—71) am besten entwickelt, wie nach den Gesetzen des Erdbaues, linkes und rechtes Ufer zusammen gehören.

Was die Natur im Raume gefügt, soll der Mensch nicht scheiden; und was sie geschieden, nicht fügen.

A. v. Wehrs, der Darß und der Zingst, ein Beitrag zur Kenntniß von Neu-Vorpommern. Hannover 1819.

J. J. Grümbke, Darstellungen von der Insel Rügen. Berlin 1819.

Deutschlands Wehrkraft.

„Das Land schuf Gott, der Mensch nur qualmende Städte."

Neubeck.

Trost der Geschichte.

Deutschlands Wehrkraft ist sehr groß, wenn alle seine Marken sammt und sonders in Einer Landwehr begriffen sind, und alle zugleich immerdar ihren Zuzug zum Heerbann stellen. Unser Vaterland ist mit Meeren umfluthet, mit Alpen umthürmt, von Bergketten durchkreuzt, von Strömen durchzogen, von mannigfaltem Gefließe durchadert. Es ist reich an Menschen und Vieh, an Korn und Holz, an Erz und Eisen, und an Allem, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört. Deutschland hat noch in keinem Kriege seine Riesenkräfte entwickelt. Eine Kleinigkeit ist genug gewesen, bei rechtem Gebrauch unser Land zu schirmen. Ländergierige Nachbarn, zwingherrische Störenfriede, haben zu unserm Glück von Zeit zu Zeit den faulen Friedenspfuhl entrückt. Sicher und gewiß werden wir durch des Auslandes erneuerte Fehden gestärkt und gereinigt, in weiser Bundesverfassung einen Hort gewinnen, dann die Mittlerschaft allmählig erwerben und durch innigen Verein der leiblichen, sittlichen und geistigen Wehrschaft bewahren.

Ungekannt, verkannt oder mißkannt ist auch bis jetzt die Herrlichkeit unserer Wehrkraft. Doch ist Deutschland so durchkriegt und durchsiegt, daß die frühern Kriegsereignisse uns vor spätern Erfahrnissen billig bewahren sollen.

Wahlplätze.

In allen Feldzügen der verschiedenartigsten Zeitläufte treffen die Wahlplätze der Schlachten fast immer wieder in den nämlichen Wahlkreis, ohne daß die selten belesenen Feldherren darauf ausgingen, Treffen zu liefern, wo sich die frühern Kämpfer geschlagen. Diese geschichtliche Erfahrung ist leider zu wenig bei Anlegung neuer Festungen beherzigt worden, und beim Schleifen der alten.

Das Marchfeld hat, außer den Römerkämpfen und Rudolphs Sieg über Ottokar, aus unsern Tagen die blutige Beute von Aspern und Wagram.

Das Lechfeld bei Augsburg bezeichnen frühere Römertreffen, dann die große Ungarn-Niederlage unter Kaiser Otto dem Großen, Tilly's letzter und unglücklicher Strauß mit Gustav Adolph; Hochstädt und wiederholte Kämpfe in allen Umkehrzügen.

Auf dem Samberfelde sind allein bei Fleurus vier Schlachten vorgefallen, unweit davon zwei andere bei Neerwinden und Schönebund, früher die große Normannenschlacht in der Gegend von Löwen. Außerdem in der Nähe viele andere größere und kleinere, ältere und jüngere Treffen.

Köln am Rhein hat auch Schlachtstrahlen aufzuweisen: Zülpich, Andernach, Aldenhofen, Krefeld. Um die Weserpforte bei Minden liegen die Wahlplätze: Winnfeld, Osenegge (Asenegge), Detmold, an der Hase, Verden, Oldendorf (30jährigen Krieg), Hastenbeck, Minden.

In Schlesien ist Breslau die Kriegsnabe, und hat die Schlachtspeichen: Hundsfeld, Wahlstadt, Mollwitz, Striegau, Leuthen, Liegnitz und an der Katzbach.

An der Mitteloder brannte früher der Volkwig mit Polen und Lithauern. Hier siegte Gustav Adolph, hier hinterschlich Banner den hitzigen Verfolger: doch hat Lloyd recht; daß die wahre Hauptstadt der Neumark, Küstrin, zu klein sey.

In den neuern Zeit treffen wir bei Zorndorf, Züllichau und Kunersdorf drei Mal auf die Russen. So nahe dürfen wir sie nicht wieder kommen lassen.

Die Oberspree hat Hochkirchen und Bautzen außer manchen frühern Böhmen- und Polenstreiten. Der hohe Fläming hat

drei Mal bei Jüterbock (Neybock), ostwärts drei Mal bei Luckau, westwärts die Brückenschlacht bei Roslau, Hagelsberg, nordwärts Großbeeren, und aus dem Schmalkadenschen Bundesgenossenkriege die Ueberraschung auf der Lochauer Haide.

Das Leipziger Lerchenfeld ist sehr voll an Wahlplätzen. Bei Leipzig die Tillyschlacht, die Torstensonschlacht, die Rettungsschlacht; Keuschberg (gewöhnlich Merseburger genannt), Mölsen, Lützen, Großgörschen, Roßbach, Halle, Torgau, Lucka und Jena.

Wehrlage.

Gewässer und ihre Urufer geben mit den Höhenzügen die natürlichsten Heergraben und Heerwälle. Nach ihnen richten sich die Heerstraßen, Gewerbe, Handel und Wandel. Dort ist der Heerführer in der Mitte der Mittel.

Darnach sind die alten Städte gebaut worden. Niemals sind sie zufällig entstanden. Weise Wahl, Landeskunde und Feldlehre haben die Plätze ausfindig gemacht. So liegen sie, wo ein natürlicher Verkehr immerdar seyn wird, so lange Völker das Erdreich bewohnen.

Wo die Natur nicht eine Wehrlage geschaffen, kann die Kunst nur höchstens ein großes Bauspiel werken. Eine wahre Festung ist noch allemal aus der Erde gewachsen, und hat ihre Ausstattung gleich mitgebracht. Die Kunst richtet hernach nur die Zuthaten zu, und rüstet das Ganze aus.

Daher entsteht die wahre Wehrlage der Festen nicht aus starken Bauwerken der Kriegskunst, sondern zuerst aus ihrem natürlichen Verhältniß zum Umlande. Je weiter sich die Speiche ihres Kraftkreises hinaus längt, um so wichtiger ist ihre Wirkung im Anziehen und Abstoßen. Diese Bedeutsamkeit kann selbst eine wohnungslose Stätte haben, weil die Blinden sie nicht bebauten. Chalkedon war lange vor Byzanz eine Festung.

Eine Festung, die weiter nichts ist, als ein nach allen Regeln unbollwerkter Raum, hat nicht viel auf sich. Und wenn sie wie der Königstein horstet, so läßt der Feind sie liegen, nähert sich nicht ihrem Bereich, und zäumt sie durch sorgfältige Sperre. Mag er ihr gleich nichts anhaben, so kann sie ihm auch kein Leid zufügen.

Eine wahre Festung muß Gemüther beherrschen, nicht blos Gegenden. Menschliches Leben muß sie schirmen, die sittlichen Güter der menschlichen Bildung in Gesellschaftlichkeit, nicht die todten Schätze an Gold und Silber. Sonst ist sie weiter nichts, als

ein unverrückbarer Riesenkasten für erbettelt Armengeld.

Eine bloße Festung, die nicht etwa ein geschlossen Außenwerk einer Hauptstadt seyn soll, und als Burg die Zugänge sperrt, ist blos eine umschanzte Beiwacht, und unbedeutend, wenn sie nicht so geräumig ist, ein ganzes Heer in sich aufzunehmen und auszusenden, wieder herzustellen und auszurüsten.

Grenzbefestigung.

Alternde Staaten suchten sich häufig gegen urkräftige Völker durch lange Heerwälle und Heergraben, sogar durch Mauern und Thürme zu schützen. Solche schwache Kriegsschirme verhinderten weder Ueberziehung noch Unterjochung.

Späterhin wollte man durch Grenzfesten vom Angriff abschrecken, vom Einfall abhalten. Es wurde darauf los gebaut, und nicht bedacht, daß die Baue baufällig werden, die Wehrlage fest liegen bleibt.

Grenzfesten sind gewöhnlich nur bewaffnete Schilderhäuser, und können gewöhnlich ihrer Lage nach auch nicht mehr seyn.

Ihre Uebelgelegenheit schuf ein noch ärgeres Uebel. Man vermehrte diese Plätze über Gebühr, die im Frieden viel zur Erhaltung kosteten, beim plötzlichen Kriegesgebrauch nicht gehörig zu rüsten, speisen, bewaffnen und zu bemannen waren, und darum zur Zeit der Drangsal und Noth keinen Heeresstrom aufhielten.

Die zufälligen Grenzen der Staaten, wo sie theils die natürliche Scheide schon überschritten, oder noch nicht erreicht haben, sind in der Regel nur durch entscheidende Siege zu schirmen. Ein noch so starkes Heer deckt allein nur schwach. Kann doch eine bloße Postenkette von Grenzwächtern nicht einmal den Smugglern das Einschwärzen verwehren.

Die Grenzstriche zweier Länder begreifen gewöhnlich ein großes Streitfeld, was als Zankplatz abwechselnd genommen und wieder erobert wird, ohne daß sich der Krieg dadurch entscheidet.

Viele sonstige Feldzüge sind blos auf einem solchen Streitfelde hin und her gemacht.

Freiwillig aufgeben, was nicht ganz fest zu halten, ist Weisheit; aber behaupten wollen, was sich nicht behaupten läßt, und aus Eigensinn noch mehr dazu verlieren, ist Kurzsicht und ein Schattenhaschen.

Grenzwälle, Grenzgraben, Grenzjäger und Grenzfestungen nützen gleichviel. Ein Durch-

bruch öffnet das wehrlose Binnenland und die Kriegsfluth überschwemmt die Wahnsichern.

Grenzfestungen bilden nur immer eine Schützenlinie, und selbst eine dreifache Reihe bleibt eine schwache Vorwehr (barrière).

Grenzfesten sind nur dann und dort Hemmnisse, wenn sie nicht oder doch schwer zu umgehende Haupteingänge sperren, eine Meerenge bestreichen, einen Strom bis zum jenseitigen Ufer beherrschen, ein Durchzugsthal zur Wegenge machen.

Frankreichs dreiringiger Festenreifen war nur so lange unüberwindlich, als der Glauben an seine Unangreifbarkeit alle Versuche als fruchtlose Wagnisse zurückwies.

Unmöglich konnten alle Festungen in gehöriger Kriegsverfassung seyn. Drang nun das Angriffsheer gegen die wehrfälligsten, so konnten diese die Kriegesfluth nicht hemmen. Eine starke Sperre deckte die Seiten der Heerstraße. Von den Festungen, die weiterhin links und rechts lagen, war alsdann nichts zu besorgen. Sie wurden durch den Einbruch inlandwärts und hinterrücks um so gefährlicher bedroht und konnten auf die Gemeinschaftslinie des Angreifers nicht mehr wirken.

Der Verfasser der „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und der Schweiz, 2 Theile, Wien bei Strauß 1819,“ redet auch noch von der Unverletzbarkeit der französischen Festungslinie, die doch bereits zwei Mal todtwund gemacht worden.

Große Städte als Wehrplätze.

In den großen Städten sind die drei größesten Schatzkammern: Menschenzahl, Wissenschaft und Geld. Die darf man dem Feinde nicht Preis geben.

Nur eine große Stadt kann augenblicklich zur Zeit der Noth Rath schaffen.

1) Sie gewährt die Vorräthe von Tuch, Leder und anderweitigen Bedürfnissen zur Ausrüstung eines neuen und Instandsetzung eines geschlagenen Heeres.
2) Nach einer Niederlage kann sich nur hier allein ein besiegtes Heer wieder herstellen, erhalten, stärken und ermuthigen.
3) Nur hier ist sicher die Ersatzmannschaft feldgerecht einzuüben.
4) Sie giebt das Bild eines großen Heerlagers, und läßt dem besonnenen Feldherrn Zeit, die Gelegenheit abzupassen, den Sieger durch Zauderkunst zu hemmen, und durch wohlgewählte Treffen seiner Mannschaft Vertrauen und Zuversicht einzuflößen.
5) Weil die obern Verwaltungsbehörden nicht weit von einander seyn dürfen,

soll anders die wichtigste Sache nicht verschleppt werden, so nehmen sie den schicklichsten Sitz in dem nämlichen Platz. Ist aber der eingedrungene Feind im Stande, sie in einem Lerchenstreichen einzufangen, so weiß er auch sie sich zu vermeineiden, und dann durch sie in seinem Namen und zu seinem Vortheil wider den Gemeinnutzen das unglückliche Land zu bewirthschaften. Im Kriege gegen diesen Uebelstand Vorkehr treffen, ist viel zu spät. Sassen können nicht wie Schweifen mit Hab und Gut aufbrechen, und müssen wenigstens Häuser und Fahrniß zurücklassen.

Hinter Mauer und Wall haben Menschen oft Wunder der Tapferkeit verrichtet, und Stürme der Uebermacht abgeschlagen, die doch im freien Felde und in Reih und Glied, bei allem Eifer und Muth, einer schwächern, aber krieggewohnten Schaar sicherlich erlegen wären. Die Vertheidigung eines Werkes bedarf nur die gehörige Mannschaft. Ein Paar Schützen, die nicht fehlen, halten hinter Graben und Wall, oder in einer geschirmten Wegenge, einen starken Trupp auf, und leisten noch mehr, wenn sie nur die nöthigen Lader haben und nur anlegen, zielen und abdrücken dürfen. Die Vertheidigung geschirmter Flecke braucht nur die hinreichende Zahl an Mannschaft, das Gefecht im Felde erfordert Kriegsmänner.

Befestigung ist Schutzwaffe, unter der geschildet, selbst ein unversuchter Mann, nicht vor dem überlegenen Trutzer zagt.

Auch bei allgemeiner Einübung der Mannschaft zu Führung der Waffen, hat dennoch jeder einzelne Mann durch Alter, Gesundheit, Lebensweise und gesellschaftliche Verhältnisse mehr oder minder Feldbrauchbarkeit.

Kriegsfertigkeit ist eine vorübergehende Blüthe. Das Menschenleben hat seine Jahreszeit, die für den eigentlichen Kriegsdienst am besten paßt.

Zum Wehr= und Sturmmann wird der Mensch selten zu alt und zu kalt. Die Abwehr der Feinde von Werken bedarf nicht der Ringfertigkeit eines Feldstreiters. Der muß große Beweglichkeit und nachhaltige Dauerhaftigkeit haben, um allen Finten und Luftstreichen seines Gegners ohne Irrniß zu begegnen.

Aus Festen kämpft eine ganz andere Kraft. Zuerst das sichere Geschoß in Ferne und Nähe, und zuletzt das blanke Gewehr, wenn der Angreifer das Aeußerste wagt.

Im Felde vorherrscht Bewegung, Heerfahrtkunst (Strategie) waltet vor, Treffenkunst (Taktik) leitet die Menge, und schaart und entschaart sie vom weitesten Auseinander bis zum gedrängtesien Dicht, von der Lose bis zur Drunge.

Im Felde Gewandtheit, auf dem Walle Geschicklichkeit; dort Bewegung, hier Ruhe;

dort Gewalt und Kraftäußerung, hier Stärke und Ansichhalten bis zu rechter Zeit, bei rechter Gelegenheit, die sich aber von selbst darbieten muß.

Daß man die großen Städte wider den Feind schirmen, behüten und bewahren müsse, ist gar nicht mehr streitig; die Rede kann also nur jetzt von der Art und Weise ihrer Befestigung seyn. Wer freilich nicht über Vauban hinaus baut, muß sich wohl hinter seinen Basteien kasteien.

Der Schlachten Spiel ist ungewiß. Eine Hauptstadt muß eine Dauerfeste bleiben, nicht erst zu gewissen Zeiten eine Nothfeste werden.

Daß viel Leute gleich zusammen kommen können, ist die Seele der Freiheit in den Bergthälern. Auf der Lüneburger Heide und im blauen Ländchen (zwischen Stolpe und Danzig) hätte der Aufruf von 1813 nicht wirken können, wie zu Berlin und Breslau.

Auch sind die ältesten deutschen Städte nicht als bloße Werkstätten, Buden und Laden gegründet; sondern zur Sicherheit des Landes, zu Sammelplätzen des Volks und zur bleibenden Einigung des geselligen Lebens.

Die Burg ist allemal älter als die Börse. Darum heißt es auch: Burgemeister, Rath und Gemeine; nicht: Börsenmeister, Makler und Juden.

Nie hat sich vormals in wehrlose Orte der Handel gezogen, sondern nur in feste Städte. Das wußte die Hansa wohl, die keine wehrlose Stadt in ihren Bund aufnahm.

Die Dithmarsen und Butjadinger (Oldenburger) waren weit früher reichsfrei, als Lübeck und Hamburg.

Eine unbefestigte freie Handelsstadt ist vogelfrei und eine Sparbüchse für jeden Abentheurer, der „die Herrendiener und Stadtmeisen" zwingen kann.

Eine unbefestigte Stadt kann nicht frei seyn, und darf darum auch nicht so heißen.

Hamburg, Lübeck und Bremen nicht befestigen, heißt so viel: gelegentlich sollen auch Stralsund, Stettin, Kolberg und Danzig geschleift werden.

Freilich gebehrden sich die Handelsstädte oft wie Kinder. Im Wehrlosseyn setzen sie ihre Waffe und machen sich grabenlos, wall-los, thorlos, mauerlos, nackt und bloß. Die Schleiflust ist Schleifwuth geworden: Alle bitten um Schleifung, damit der Smuggel mehr Schleifwege habe. Sie fürchten sich nur vor dem Feuer des Feindes, weil das Feuer der Begeisterung nicht in ihrer Brust brennt. —

Sie meinen, ihr altes Reichsrecht bestehe darin, sich auf Kosten der Mitstände zu bereichern: darum wollen sie die Befestigung allemal einer andern Stadt zuschieben.

Ein hochedler Rath von Hamburg bat um des Russischen Feldherrn Benningsen gnädiges Fürwort zur Entfestigung, eben als die ungeheure Wehrlage Hamburgs durch den Erfolg gelehrt worden.

Gleichfalls rühmte sich Jemand in Hanau öffentlich, und prahlte mit dem Verdienst, daß er die Entfestigung von Hanau bewirkt habe: eines Ortes, wo Wrede vergeblich Napoleons Rückzug hemmen wollte; und wo man sich nicht schämt, alljährlich den Tag im Junius zu feiern, wo der Landgraf von Hessen und Alexander Leslie den Belagerer Lamboi 1636 wegschlugen.

Wittenbergs Hochschulenlehrer eiferten, von Schmiedeberg aus, viel wider den unglückseligen Wall. Allerdings wären Listerfehrda und Wartenburg (auch Gartenberg genannt) besser geeignet.

So Kehl, Kostheim, Würzburg, Minden, Dresden, Köln, Koblenz wollten unbefestigt bleiben. Die Wehrscheu der Städte hat sich ekelhaft gezeigt. Wäre Riga nicht fest gewesen, wo wäre Petersburg? Moskau selber wäre dann im Glutmeere vergeblich geopfert.

Ein Lustschloß hat fast immer mehr gekostet, wie eine Hauptfeste.

Eine Raupenpappelei, welcher Abstich gegen einen Wall! „Stadt ohne Wall, stehet stets kahl."

Aber Befestigen kostet Geld? Kostet feindliche Ueberziehung Nichts? Verzehrt Fremdherrschaft nicht das innerste Lebensmark des Landes?

Kriegssteuern heimsuchen die Sünden der Ahnen an spätern Geschlechtern.

Was oft ein beschränktes Siehdichum verbrauchte, hätte hingereicht für mehr als Eine Wartburg.

Versailles kostete Ludwig dem vierzehnten Tausend Millionen Franken. Dem hohen Bauherrn schien das selbst nicht geheuer, darum ließ er vor seinem Hinscheiden alle Rechnungen darüber vertilgen.

Vausse de Villiers Itinéraire etc. de la France, Paris bei Pottey 1823, 8, nebst einem Plan von Versailles.

Für ein Drittel dieses verschleuderten Geldes war Paris unüberwindlich zu machen.

„Es ist auch besser, ein Herr verbau ein groß Geld, auf daß er bleiben möge, denn daß er in einer Jähe von seinem Feind übereilt, und aus seinem Land vertrieben würde." (Albrecht Dürer. Von Befestigung der Stätt.)

Eine stattliche feste Stadt hat oft allein gegen die Uebermacht ausgehalten, und durch ausdauernde Gegenwehr einen Umschlag des Kriegesglück vorbereitet. Alle Geschichten lehren davon Beispiele.

Wien zwei Mal wider die Türken; Stralsund wider Wallenstein; Danzig

wider Karl Gustav; **Kopenhagen** rettete Friedrich III. Kron und Thron. „Ich will hier umkommen in meinem Nest" sprach der hartbedrängte hochherzige König.

„Wann ich Elbing innen habe, so will ich eine Katze herumbauen, die wohl von sich kratzen, und die keiner ohne Handschuhe angreifen soll. Hernach will ich mich nach der Pillau begeben, und dieselbe dermaßen befestigen, daß mich niemand aus der Herberge heraustreiben mag, zuletzt mich mit meinen Schiffen unter Königsberg setzen, und euch Ja oder Nein sprechen lehren." (Gustav Adolphs Worte an die Königsberger 1626.)

An **Akre**, **Kolberg**, **Lissabon** und **Cadix** scheiterte der Festen-Zwinger. Ist noch Eine **feste** Freistadt; so hat auch die **Freiheit** eine bleibende Stätte:

„Die Metz und die Magd
Haben Kaiser Karl den Tanz versagt."

Deutsche Denktage.

„Wer aber ferners der Deutschen achtet, der findet
„einen sonderbaren Fürwitz und Mangel an ihnen,
„daß sie aller Dinge eher Acht haben, suchen, nach-
„fragen und verwundern, denn ihres eigenes Dings;
„durchwandern alle Welt bis zu den äußersten Inseln,
„erspähen fürwitzig alle Ding, und sich selbsten wissen
„sie nicht, und geht ja nach der Welt Brauch mit den
„Deutschen zu, daß sie immerzu wähnen, des andern
„Kuh habe ein größer Euter und besser Getraid steh
„auf der Nachbarn Acker. Aus diesem ist geflossen,
„daß die Deutschen eher wissen von Indianern zu sa-
„gen, denn von Deutschen. Kunst, Sprach, Weis-
„heit in Reden und Thaten, die lassen sie gern demü-
„thig andern, ja geben es ihnen selbst, und rühmen
„und bewundern aus einer sonderlichen, fast thörig-
„ten Demuth andrer Rath, That, Bücher, Lehre,
„Red, und gefällt einem Deutschen in Summa nichts,
„was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Spra-
„chen, Kleidung, Geberden; ja sogar, daß etliche mit
„Kunst aus gelbem oder weißem Haar, darum, daß
„es Deutsch ist, schwarzes, französisches, welsches oder
„spanisches lassen machen, mit seltsamen beschornen
„Köpfen, verkehrter Sprach, welche sie, so sie es gleich
„reden, ungern und verkehrt, als könnten sie es nim-
„mer, reden, und in Summa, wie die Affen, aller
„Länder verderbte Sitte und Kleider sich anmaaßen
„und in Deutschland bringen, also daß Germa-
„nia itzt voll Deutscher Franzosen ist.
„Ein Franzos wünscht ihm nicht, daß er ging, redte
„u. s. w. wie ein Deutscher; ein Ungar nehme einen
„deutschen Rock nicht geschenkt; ein Deutscher hat
„aber deß eine Wollust, mag weder seiner Sprach,
„Sitten noch Kleidung u. s. w."

Wilibald Pirkheimer (im Jahr 1515.)

Hort.

Vor zwei Abwegen muß sich jedes Volk hüten, was seine Selbständigkeit nicht schmählich verlieren will, vor der Allerweltsbürgerei und der Schildbürgerei. Auf dem ersten verläuft es sich in die Irre und kann einmal verbiestert den Weg nicht zurückfinden. Beim andern Irrthum verfällt es nach mancher kleinlichen Wichtigthuerei zuletzt in Aberwitz, der in Starrsucht endet.

Ein Volk ist einem festgewurzelten hochstämmigen Baume vergleichbar, der, wenn er auch vielastig und vielzweigig ein dichtes vielblättriges Laubdach wölbt, doch immer ein und derselbe Baum bleibt; ein vielgliedriger Leib, von dem sich nicht nach Belieben durch das Trennmesser mehrere Leiblein ablegen lassen.

Der einzelne Mensch und die Gesammtheit des Volks gehorchen darin gleichem Gesetze, daß sie zu ihrem Auswachsen und Wohlseyn Bewegung und freien Spielraum bedürfen, sollen sie nicht verkrüppeln. Soll darum ein Volk als völlige Gemeinde seine Vollkommenschaft erlangen, so muß es sich regen und rüh-

ren. Es darf nicht auf einer einzigen Scholle kleben, an einem Strome entlang ufern, in einem einzigen Gau hocken, in einem einzigen Thale hausen. Durch jede solche alleinige Eigenheit müßte es verkümmern und verbauern. Nur durch Mannigfaltigkeit des Lebens und Webens sichert es sein Daseyn und Wesen.

Wo dieselben Menschen tagtäglich nur einerlei sehen, hören und treiben, nur mit ihrer nächsten Nachbarschaft verkehren, muß Beschränktheit die nothwendige Folge seyn.

Da lernen die Leute sich genau auswendig und der Umgang wird langweilig oder steifes Geziere. Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, Strebsamkeit und freie Rege führen zum Licht in Erkenntniß, zum Recht im Wollen, zur Folgerechtheit in Allem. Einerleiheit zerstört die Einheit. Selbstgefällige Genügsamkeit, herkömmliches Behagen und sanftseliges Festhalten an dem, was kein Kopfbrechen mehr macht, und wobei man ganz gemächlich auf dem Lotterbett den Schlafrock durchliegen kann — lassen keine fortschreitende Volksbildung aufkommen, ohne die doch im Wechsel der Dinge kein Bestand möglich ist. Kehrt erst der unsaubre Geist der Trägheit ein, dann folgt das sich und alles andre so Gehenlassen, und nur an sich und für sich denken. Besessenheit und Versessenheit sind so eins.

Die Menschenkraft bedarf zur Entwickelung vielseitigen Gebrauch und mancherlei Anrege.

Wo sich ein weites Thatenfeld dem Auge zeigt, da wächst auch die Thatlust, der Thatmuth und die Thatkraft, so sonst ungeübt verrosten würden. Im Wettstreben entfaltet sich erst die Knospe zur Blüthe und zeitigt sich endlich zur Frucht. Je reicher ein Volk an Abwechselung seines Wohnlandes ist, um so vielseitiger kann es sich bilden. Die Einzelheiten und Eigenheiten helfen sich umzechig aus und vervollständigen sich einander zum schönen Ganzen. Wollte aber ein kleinerer oder größerer Landpferch ganz für sich allein bleiben und mit den übrigen Volksgenossen nichts weiter gemeinschaftlich haben: so wird Kümmerlichkeit und Jämmerlichkeit davon die Folge seyn. Er wird nicht bekommen, was er sucht, und was er schon hatte, wird er noch dazu verlieren. Wo die Treugesinnten in traulicher Eintracht zum Volke aufleben, wird der meineidige Volksbruch verwesen.

Verschwinden des Gemeingeistes ist die Schwindsucht des Volkes. Dann wird die Thatkraft ein kleinlicher Kram und ein selbstsüchtiges Gehandel.

Sobald der Mensch den Glauben an ein Vaterland, an die Selbständigkeit des Volks, an die Hehrheit des Reiches aufgegeben hat, schweift er in einer Oede. Dann hat er keine Richte mehr. Alles um ihn ist wüst' und leer. Vom Hochsitz des Volksthums herunter gestiegen, wird er Jedermanns Fußbank. Darüber

haben die Russen ein handgreiflich Sprichwort auf die eingewanderten Deutschen, wobei man gleich Waiblinger (Abendzeitung 1827, Stück 55—88) aus Rom riecht. Und Balthasar Russow, Prediger zu Reval, (Lyfflandische Chronica, Rostock 1578, Seite 155, b.) wie er die Russen schildert, ihre Tapferkeit in den Festungen, und ihre Heerflüchtigkeit im freien Feld; schließt: „Averst einem Düdeschen ys „ydt gelike vele, wor he sick vorhöldt, wen „he men genoech tho fretende unde tho su-„pende hefft."

Wer zu keinem Volke mehr gehört, ist ein Warger, überall in Acht und Bann, unstät und flüchtig. Wo aber ein Volk in seinem Vaterland Leben und Weben kennt und auf sich was hält, da behauptet das einzelne Glied seinen Werth und das Ganze seine Würde.

„Polybius, ein Staatsmann wie wenige, „urtheilt (IV, 20.), daß eine arkadische Völker-„schaft verwilderte und unterging, weil sie die „gesetzmäßige Milderung durch Musenkünste „und Feste, die unter rauhem Himmel noth-„wendig sey, vernachläßigt habe. Vergleiche „Anmerkungen zu Virgils Eklogen VII, 4." (Voß Gedichte, vierter Theil. Anmerkungen Seite 305 und 6.)

Aber es gehört zu jedem Feste, daß man anders seyn darf, als an Werkeltagen; und dies erstreckt sich weiter, als auf Anlegen besserer Kleider und Auftragen köstlicher Gerichte.

Gedanken und Gefühle dürfen dann laut werden, die man sonst bei sich behalten muß, wie Geheimnisse, und nur in stillen Selbstgesprächen äußern darf, wie Gebete.

In der Weltgeschichte rechnet man die Zeiträume von einer großen Menschenerscheinung zur andern; im Menschenleben muß man das Daseyn von einem seligen Augenblicke bis zum andern zählen. Schon in der Natur ist der Sonnenaufgang das Allerschönste, in der Menschenwelt ist das Aufschließen des Herzens ein Sonnenaufgang.

Die Wiederkehr der Zeit, die Verjüngung der Natur hat viel Herzerhebendes. Es ist die Erinnerung vom göttlichen Siegesbogen nach versiegter Sündfluth; der hehre Beweis, daß noch immer die Gesetze der ewigen Weltordnung bestehen und gelten, trotz allen wiederholten Empörungsversuchen von Gewaltigen und Gebietern. Alte Völker, bei denen der kindliche Sinn gegen die Vorsehung sich weit mehr sinnbildlich und sinnlich äußerte, brachten alle Erstlinge den Göttern dar. Wir auch weihen so gern Erstlinge und Spätlinge unseren theuren Mitwesen, die erste Rose und das letzte Vergißmeinnicht.

So hat Alles Erste, — Alles was im gemeinen Leben das Neue vom Jahr genannt wird, einen besondern Reiz, eine Anziehungskraft, weil jedes Einzelne ein Sieg der Natur ist. Das erste Schneeglöcklein, das erste Veil-

chen, die erste Rose, der erste grüne, der erste blühende Baum, der erste wiederkehrende Zugvogel (Schwalbe, Storch und Kukkuk), der erste Nachtigallsang — gelten sie nicht als Vorboten einer bessern noch kommenden Zeit? Nach solchen frohen Ereignissen nennen sogar Völker, die noch in der Kindheit leben, die Monate, z. B. Nordamerikaische Wilden, Urpreußen, Litthauer, Letten. So das Julfest (Fest der Sonnenwende) im deutschen Norden jenseits der Ostsee, was einst durch ganz Deutschland gefeiert wurde, bis es geistliche und weltliche Gebieter so lange verboten, daß auch sogar der Name davon ausgestorben.

Wenn dies in allen ähnlichen Dingen so fortgeht, wird der Deutsche überstumm, in Sprache, Freude und Leid, ein Aegyptischer Weisheitskautz; und der künftige Wanderer in der Urenkelzeit muß vielleicht in dem Vaterlande der Barden und Minnesänger wehklagend ausbrechen: „Welche Einförmigkeit! Welche traurige Weisheit! Welche ernste Sitte! Kein Kampfplatz! Kein fröhlicher Reigen! Zur Versammlung Possen! Zum Vergnügen Karten und Würfel! Zum Prachtaufwande Gräber!"

Durch eine übelgelaunte überväterliche Staatspflege, die ein Wohlamt seyn sollte, aber kein Wehamt, sind die Leute häufig Schlafmützen und Duckmäuser geworden; die dann in täglicher Bierfluth das Leben fortschwemmen und den Geist wegräuchern. Man erinnert sich noch

der Zeit, wo das Deutsche Volk fröhlicher war, mehr sang und sprang, als saß und aß. Flögel bemerkt dies in seiner „Geschichte der komischen Literatur" namentlich von den Schlesiern. Und doch ist „ein fröhliches Volk leichter zu regieren, als eine finstere Bürgerschaft." (Joh. Müller.)

Mancher gutmüthige Menschenfreund glaubte durch Ansagen von Feiertagen und mit einigem Aufwand von Augen- und Magenweide schon allein Volksfeste zu begründen. Er glaubte gewonnen zu haben, wenn sich viele Menschen einstellten. Die waren aber nicht einmal lose und locker verknüpft, sondern flatterten fessellos auseinander. Ein Volksfest kann nur an einem Dank- und Denk-Tage gefeiert werden. Ohne solchen geschichtlichen Grund und Boden ist es ein Schattenspiel leerer Muße; viel Lärmen um Nichts, und ein angstvolles Durcheinanderlaufen gleich Hühnern im Regen. Freude lässet sich nicht erfüttern, und einsam, gehlings und jählings, ertrinken. Zur Begeisterung und zum lebendigen Volksgefühl kann man sich nicht zwingen. Und es wird nichts ekelhafter und widerlicher, als verhaltene lange Weile, in zusammengepferchter Menge. Frisch und frei macht froh und fromm, und die sichtbare Rege macht selber regsam.

Rechte Zeit, rechtes Maaß, rechte Art, rechter Ort weihen Volksfeste. Sie müssen sich durchaus auf eine Begebenheit stützen, sie dürfen nur auf ein wichtig Ereigniß beruhen.

Dann ist aber die Geschichte ihr Hort und der Jahrestag ihr Halt. Willkührlich darf man nicht dabei zu Werke gehen. Denktage sind nicht wie Uhren nach Belieben rückwärts und vorwärts zu stellen. (Deutsche Turnkunst XVIII. — XIX. 172 u. 212.)

„Die Geschichte, die in der Ueberlieferung „lebt, die auf den freioffenen Genuß vorhan„dener Denkmähler sich gründet, und groß, „edel und gegenwärtig ihre Urkunden in den „Geist des Volks verwebt — diese ist, wie „Sitten und Gesetze, die mit dem allgemeinen „Umlauf des täglichen Gesprächs sich fort„pflanzen, die einzige wirksame Geschichte." (Meyern) Dya-Na-Sore V. 265.

Fund.

Es ist ein alter löblicher Brauch, und eine wohl hergebrachte Sitte, die Denktage großer Begebenheiten alljährlich zu feiern, sie mit Gottesdienst festlich zu begehen und mit Freude und Jubel zu verherrlichen. So ist es bei allen biedern und frommen Völkern gewesen. Göttliche Wohlthaten nicht mit Danksagung erkennen, ist Gotteslästerung eines sich genügenden Selbstlings. Und das größte Geschenk Gottes an ein Volk ist die Wiederauferstehung aus Schmach und Unterjochung.

Die Geschichte kennt nur wenige Völker,

so aus der Knechtschaft wieder zur Selbständigkeit gelangten. Fast alle Bezwungene sind der Vernichtung Raub geworden. Wie Bälle haben die Zwingherrn sie sich zugeschlagen, und wie Kreisel herum gepeitscht.

Ist aber ein Volk dem Tode entronnen; so soll es billig solchen Rettungs- und Erlösungs-Tag als zweiten Geburtstag ehren und dessen Gedächtniß alljährlich an einem Denktage erneuern. „Gedenket an diesen Tag, an dem ihr aus Egypten aus dem Diensthause gegangen seid, daß der Herr Euch mit mächtiger Hand von hinnen hat ausgeführt,” so schärft Moses (2. B. 13, 3.) diese Lehre ein.

Ein Volk, was seine Wiedergeburt nicht feiert, vernichtet sich selbst in der Geschichte, und will keine Erinnerung seiner Großthaten. Es hat vergeblich gelebt, wenn es nichts zur Anerkennung an die Enkel überliefert. Solche Werkeltagskrämerei hieße die Thatkraft im Voraus lähmen und die kommenden Geschlechter entmannen. Wer würde für ein Vaterland Schlachten schlagen wollen, das nicht in Friede und Freude der Siege gedächte? Wer würde sein Blut hingeben, wo nicht den Gebliebenen das Gedächtniß als Todtenopfer bleibt? Vergebens sterben ist ein Selbstmord — aber die Geschichte ist irdische Unsterblichkeit. Ein Denktag, wo das Gedächtniß allen gebliebenen Vaterlandsschirmern immer neu wieder gestiftet wird, ist eine Hel-

den-Weihe für alle Zeiten. Da wird das Gelübde abgelegt, das Leben der Heimgegangenen mit einzuleben, da baut die Geschichte Denkmahle in den Gemüthern.

Sonst sind alle Siegesmahle Werke des Augenblicks; Standbilder vom Meißel des Meisters werden Versteinerungen: erst die Erinnerung giebt ihnen Leben und Liebe.

Denktage bringen mehr lebendiges Leben unter die Leute, mehr Sinn in die Sinnlichkeit und Gedanken und Gefühle in den Genuß. Die Gemeinschaftlichkeit der Freude ist die sicherste Aufrechthaltung der Ordnung. Ein abgesondertes Alleinfreuen erregt Neid, und noch viel ärgerlichere Dinge. „Wo Alle Ein Leid getroffen, muß auch wieder Eine Freude seyn."

Die Jahre 1813, 1814 und 1815, haben uns Deutschen drei Ehrentage gegeben, deren Gedächtniß bis zur spätesten Enkelzeit nicht verschallen darf. — Der 31ste Lenzmonds, der 18te Brachmonds, der 18te Weinmonds, sind die hochheiligen Tage, die zu ewigen Zeiten unter unsern volklichen Hohfesten obenan stehen, und allfeierlich begangen werden müssen. —

Der 31ste Lenzmonds ist der weltgerichtliche Vergeltungstag. Da mußten die stolzen Völkerplager die Schlüssel ihrer Hauptstadt an die gerechten Rächer übergeben. Da wurden die Hohnsprecher zu Schanden und zu Spott. Da war die lange Völkerschmach der Knechtschaft mit einem Male abgebüßt. —

Der 18te Brachmonds ist der Jahrestag des großen und herrlichen Schönebund. Da ward nach langen und blutigen Kämpfen der letzte Sturm des Zwingherrn abgeschlagen, seine Bande zersprengt, er selbst in die Gefangenschaft seines Ueberwinders genöthigt, so zur lebenslänglichen Haft auf eine einsame Felsen-Insel verbannt, wo er Zeit und Muße genug hatte, um über den Jubel freigewordener Völker zu grollen.

Das Jahr 1813 ist die Wiedererweckung des Heldenalters. Es ist das Jahr der Waffenweihe, wo Alt und Jung wieder die Bahn der Altvordern einschlagen. — Seit dem deutschen König Heinrich, der durch die Merseburger Rettungs-Schlacht Deutschland von fremdem Joche erlösete, war eine solche Wehr- und Waffen-Zeit nicht wieder erschienen. Es war ein Heraustreten aus dem gewöhnlichen Gleise alltäglichen Herkommens, ein Riesenschritt in die Schranken der Abentheuer.

Jener Königliche Aufruf war eine Posaune zum Weltgericht, eine Heerdrommete zum Beginn des Gottesgerichtskampfes. In diesem großen Augenblick wurden Zeit und Ewigkeit, König und Volk, Gott und Vaterland Eins. Damals ist das Volk wahrhaft wehrhaft geworden, da hat es seinen Antheil am Adelsrechte erlangt und sich hernach Sieg auf Sieg zum Ritter geschlagen.

Gau- und Ortfeste.

Außer den drei allgemeinen deutschen Festtagen sollte jeder deutsche Ort billig alljährlich noch als Ortfest den Tag feiern, wo der Erbfeind den Besessenen verlassen oder die letzte Drohe zunicht geworden. Alle befreiete Festungen, wie Pillau, Danzig, Thorn, Stettin, Glogau, Spandau, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Erfurt, Mainz, Wesel, halten dann ihren Ehrentag, eben so alle wieder gewonnenen Städte, wie Lübeck, Hamburg, Bremen.

Kirchweihen, Erntefeste, frohe Zusammenkünfte und alle solche Gelage, die unsere Altvorderen Hochzeiten nannten, können weit schicklicher auf die Jahrestage der Ortfeste verlegt werden, als auf den 18ten October. —

Die Stadt aber; so alle Stürme ritterlich abgeschlagen und wie Kolberg keinen Franzosen als Sieger in ihren Mauern sah, hat in der Nichtfeier der Franzosenflucht das ganze Jahr zum Ehrentag.

Es macht der hochgesinnten Bürgerschaft von Kolberg alle Ehre; daß sie nach dem Tilsiter Frieden vom Könige keine andere Gunstgewährung erbat, als alljährlich: den Tag (2. Jul.), als kirchliches Fest begehen zu dürfen, wo die Belagerer, schon vom Waffenstillstande unterrichtet, ihren Meuchelsturm verfehlten. Noch fehlt der zum Volksfeste einzig gelegenen Maikuhle (einem schönen Dünen-

loh) dem verwahrloseten Schlüssel zu Hafen und Stadt, ein Gesellschaftshaus, was für künftige Kriegsfälle zugleich zum Wighaus einzurichten wäre. Ein Kriegsbaumeister, der das jetzt noch nicht zu bauen versteht, mag sich das Lehrgeld wieder geben lassen.

In der Feier eines solchen Rettungsfestes gehet aber Stralsund allen rühmlich voran. Da beginnt das Fest zwar auch mit dem Kirchgang (24. Jul.); dann folgt aber eine Schützenübung, bei der die Vogelstange auf der Stelle stehet, wo einst Wallensteins Feldherrn-Zelt gestanden.

Vor Allem aber müßten die Kampftage der neuesten Lösezeit: Groß-Görschen, Lukkau, Heinau, Groß-Beeren, an der Katzbach, Hagelsberg bei Belzig, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, Möckern, Freiburg an der Unstrut, an der Göhrde (16te Sept.), Aken an der Elbe — Ort- und Gaufeste werden. Außerdem müßte sich das Gedächtniß der Herrmannschlacht auf dem Winnfelde, der Merseburger und Augsburger Ungarnschlachten, die Erinnerung an Andernach, Fehrbellin, Wien, Höchstädt, Zorndorf, Roßbach, Minden und Kreefeld, alljährlich als Ort- und Gaufest erneuen.

In Keuschberg, einem Dorfe, wohin das bedeutende Salzwerk Dürrenberg eingepfarrt ist, wurde bis auf unsere Tage das Gedächtnißfest der Ungarn-Niederlage mit der Kirchweihfeier zugleich begangen. Die alte Kirche, welche in König Heinrich des Voglers

Brückenschanze stand, ist nun seit einigen Jahren abgebrochen; eine neue Kirche, Bedürfniß des bevölkerten Kirchspiels, fehlt noch; und der Bau scheint allerlei Hindernisse zu finden. Es ließe sich nun hier in dem Neubau der Kirche sehr leicht ein würdiges Denkmal gründen.

In Zorndorf bei Küstrin hat man sehr weise die neue Kirche mit der frühern Begebenheit in Verbindung gebracht. Auf der Morgenseite der Kirche erhebt sich ein schöner Thurm mit der Inschrift: „Erinnerung an den 25. August 1758."

Sonst, als noch die alte Keuschberger Kirche stand, ward am Kirchweihfeste eine ungeschminkte Erzählung der Schlacht in alterthümlicher Sprache verlesen; die, wie sie durch Ernst Brotuf in Luthers Jahrhundert gedruckt worden, Vulpius in seiner Fürtrefflichkeit der Stadt Merseburg, Quedlinburg 1700 (S. 173—179) liefert, woraus sie neuerdings Pischon (Handbuch der deutschen Prosa in Beispielen, Berlin 1818) entlehnt hat.

Wo die Gegend so volkreich ist, wie bei Keuschberg, wohin zum Brunnenfeste nach Dürrenberg alljährlich so viele Menschen strömen, ließe sich wohl ein Erinnerungsfest an die Rettung Deutschlands durch Heinrich den Vogler lebendiger machen.

Gottesdienst, Turnübungen der Jüngern, Scheiben- und Vogelschießen mit ausgesetzten Preisen für die Landwehr und Schützen, und ein Jahrmarkt, wären die drei besten Geleiter eines Ort- und Gaufestes.

Jedes Volksfest muß durch Gesang erhoben, durch eine Rede bekräftigt und durch die Erzählung der Denkzeit beglaubigt werden. Solcher Festtag muß seine besondern, ihm allein gehörigen, beide kirchlichen und weltlichen Festlieder haben. (Dank- und Denklieder. Berlin b. Dümmler, 1817.) Anstößige Zunftlieder gehören dort am wenigsten hin. Immer aber bleibt der Gesang des Gelags guter Gesell.

Die Leipziger Schlacht

gehört und gebührt dem ganzen Volke zur Jahresfeier, und jede Gemeinde mag sie auf eine, der Gesammtheit würdige Weise begehen. Von dieser Zeit sind wir von des Auslandes Fesseln losgerungen und frei und los gesprochen. Seit diesem heiligen Siege sind wir ein großjährig Volk, das weiter keinen ausländischen Vormund braucht, und Fug und Recht hat, seine eigene Sache zu verwalten und sein Vermögen zu nutzen. Da haben wir mit Blut die alte Schuld der Zwietracht gebüßt, uns den lange entweihten Boden des Vaterlandes wieder erkauft.

Da sind wir aufs Neue in die Reihe selbständiger Völker getreten, aus der wir schon als Allmannsknechte verwiesen waren. Nun haben wir forthin wieder erlangt unsere eigene besondere deutsche Heit, und unser wesentlich alleiniges ureigenes deutsches Thum. Nun können wir, der Ahnen werth, den alten Volksnamen wieder führen und weiter vererben.

Die Leipziger Schlacht gab uns im Inlande unser Vaterland wieder, und im Auslande unsere Volksehre. Getrost und gutes Muthes können wir vor jedes Volk hintreten, und mit innigem Volksgefühl ausrufen: Wir sind Deutsche! Unser Name ist wieder ein Ehrenname, und die Leipziger Schlacht hat unsere 2000jährige Geschichte vom Untergange gerettet.

Da sind die Treffen und Strauße von Lützen, Bautzen, von der Katzbach, Groß-Beeren, von Kulm, von Dennewitz und Wartenburg erst rein ausgeschlagen. Da ist die Denkzeit unserer neuen besseren Zeit. Von nun an mag das weiland auf Tilly gemünzte Sprüchwort immerdar neu geprägt werden: „Es ist richtig mit Leipzig." Diese Jahresfeier ist Aller Deutschen Tag. Unmöglich kann es doch nunmehr noch einen solchen Zitterling und solche bebende Espenseele geben, die sich immer in einem fort gewohnheitsmäßig nachfürchten. Unmöglich kann sich ein Bangling vor dem Spuken des als Einsiedler verendeten Sonst-Zwingherrn entsetzen. Wohl aber ist es denkbar, daß manche Mitknechte vor der Volkskraft kopfscheu geworden, sich beim Aller-Deutschen-Feste unheimlich fühlen. Einem Meindeutschen ist das Volksgefühl nicht geheuer. Die Erfahrungen der Väter gehen gemeiniglich für die Kinder verloren, ein Volk aber darf vergeben, doch nie vergessen.

Leipziger Tag.

Hier hat die Sündfluth geendet, und hier steht die Arche mit der Freiheit aller Völker. Die Götzen der Zwingherrschaft sind abgethan. Keine verknechtete Völker hinken um Baals Altar, und kein Vater giebt fürder seinen Sohn, damit er dem Moloch zu Ehren durch's Feuer gehe. Der Gog und Magog, so mit einer Völkerfluth und einem Heeressturm sich aufmachte, wider das Volk Gottes, ist gefället und erlegen. Gott hat zu Gericht gesessen über den Wüthrich, Leuteplager und Völkertreiber, hat den verstockten Trotz gebändigt und die Flüche des Lästerers auf den Unhold zurück gewandt.

Der Selbstvernichter ist ausgerissen, wie ein gemeiner Feldflüchter; wie ein gehetztes Raubthier ist er in seine Höhle geflüchtet. „Gott hat über ihn regnen lassen seinen Streit." (Hiob 20, 23.) Sein Lügengeist ist anfangs gleich verstummt, seine Zauberkreise und Netze wurden bald Hohn und Spott. Entlarvt ward der Gaukler, geächtet der Beschwörer und verbannt der Tagewähler. Die Sturmwolken verzogen, aufthat sich der Freudenhimmel, es ward im Himmel und auf Erden Friede, allen Völkern zum Wohlgefallen! Ehre sey Gott in der Höhe! Kein Heerrauch umzieht den Gesichtskreis. Alle himmlischen Lichter leuchten in reiner Klarheit, da der Lügen- und Laster-Stern erloschen, der wandelnde Zornbesen mit seinem Dunst verschwunden.

Es ist aller Tage Tag. Der Sonntag mit neuem Lebenslicht; der Beginn eines neuen Zeitraums. Der Tag der Wiedergeburt, der erneuerte Schöpfungs-Tag einer neuen und freiern Welt.

Der Mon- und Manntag verschwundener Knechtschaftsnacht und erhellter Zukunft.

Der Diestag hergestellter Deutschheit und Volksthümlichkeit.

Der Wodenstag, des glücklich begonnenen und gewonnenen Volkskrieges, Winne- und Wonnetag.

Der Donnerstag von Gottes Völkergericht.

Der Freitag des neuen Lebens und Liebens.

Der Samstag aller künftigen hohen Feste, der heilige Abend der bessern Zeit, das große Julfest der Scheide und Wende von Zeiten.

Das Jubeljahr, wo alle Schulden getilgt; das Halljahr, wo alle Knechte erlöset; das Gottesjahr, wo alle Sünden gebüßet sind, vergessen und vergeben.

Es sind die Weihnachten der höchsten menschlichen Göttlichkeit; hier sind die heiligen drei Könige gekommen; es ist das Osterfest der neuen Auferstehung; das Pfingstfest der Wiederbegeisterung. Hier ist die wahre Kreuzerhöhung; der Michaelistag, wo der Erzengel den Teufel gebändigt; der Tag Aller Heiligen, Aller Seeligen und Aller Helden.

Denknisse aus dem Jahre 1813.

„Trotz unterm Hut,
Im Herzen Muth,
Am Schwerte Blut —
Macht Alles gut!“

An das deutsche Volk.

Deutsche Männer! Frisch auf! Waffen und Wehr zur Hand! Nun gilts — Kampf auf Leben und Tod, um Gut und Blut, um Ehre, Freiheit und Vaterland! Eins thut Noth! Allgemeiner Rachekrieg wider den Erzfeind; allgemeine Treibjagd auf die wälschen Unholde. Nur keinen Augenblick versäumt; gleich muthig dran, drauf, drein; fromm, tapfer und faustfest. Wohl begonnen ist gewonnen.

Nun und jetzt, so wir wollen, können wir die vorige glückliche Zeit zurückerobern, das Fest der Wiedergeburt des deutschen Volkes feiern, und das Blutgericht über den Leuteplager, Länderräuber und Völkervertilger halten. Auftrete nun, wer zu klagen hat, Unbille zu rügen und Frevelthaten; ungerichtet und ungestraft bleibt ferner kein Bubenstück. — Es weine der verschlossene Seelenwunde — solche Thränen werden Rachegeister vor des Weltenrichters Thron bringen. Trauer lindere den Schmerz verlorner Glückseligkeit, es grinset kein Wälscher mehr mit Schadenfreude in unsere Qualen.

Mittheilung leichtere Gram und Leiden; kein Siegerhohn macht sie zur Lebensfolter.

Es bleibe keine Schandthat der Wälschen verschwiegen, keine Bosheit, keine Niederträchtigkeit und kein Gräuel. Verschweigen ist nunmehr Verbrechen, Sanftmuth Sünde, und Vergebung Hochverrath. In der Duldenszeit galt das Verstummen, das Hoffen und Harren; jetzt beim Erwachen des Volks, wo die alte Mannlichkeit wiederkehrt, bleibt nur Recht die Offenbarung der Volksschmach, der laute Zorn, der rege Ingrimm und die heilige Rache!

Konnten wir bisher sagen, was noch unser geblieben? Nichts gehörte uns an: nicht Haus und Hof, nicht Weib noch Kind, nicht Grund und Boden, nicht das Erbe der Väter; nicht der Arbeit Lohn, noch der Ernte Segen; nicht die Gesetze und die heilige Sprache.

Unser Haus war eine Polterkammer, wo böse Geister spukten; Weiber und Töchter rechneten die wälschen Zwingherrn für erbeutetes Spielzeug ihrer viehischen Lüste und ihrer teuflischen Wollust; die junge Mannschaft war überall vogelfrei, um zur großen Völkerhetze ausgeloset und eingedrillt und abgerichtet zu werden; das ganze Vaterland war zur Räuberhöhle und Mördergrube worden.

Unsere Wagen liehen den Raubheeren die Flügel, mit denen sie Deutschland von einem Ende zum andern durchraseten. Scheuern und Vorrathskammern waren die Speicher, woraus sie wohllebten; unsere Betten blieben ihre Zelte.

Wir empfingen die Zerstörer unsers Glücks gleich langersehnten Gästen mit herzlichem Willkommen, und begleiteten sie als Freunde durch alle Gefahren. Wir bedauerten jener Hetzheere Kriegerlos, und behandelten jeden einzelnen Schergen mit Nachsicht und Schonung, ja ließen überall Gnade für Recht ergehen. Als hätten wir Deutsche kein Recht ein Volk zu seyn, und nur die Henkerspflicht uns selbst für die Wälschen zu morden, schwuren wir wider das Vaterland einen hochverrätherischen Meineid, sammelten uns in Rotten und Banden zu Schaaren und Garden und Reisigen, und beschirmten sie gegen die rechten Rächer, bewachten sie zu Wasser und Land, in Feld und Wald, in Hart und Luch, in Loh und Tann, wenn sie von ihren Unthaten ausruhten. Wir pflegten sie, daß sie neue Kraft zu Schandthaten gewannen; sicherten ihren Schlummer, daß sie mit neuen Plagen danksagten. Sie schwelgten, was wir darbten; und was die arglistigen Quäler aus Mißgunst, Büberei und Zerstörungswuth unbrauchbar machten, wäre hinreichend gewesen, uns auf lange Zeit zu beglücken. Und dann rühmten sich die eingeteufelten Ungeheuer, daß sie uns noch großmüthig die Augen gelassen, um über unser Unglück zu weinen.

Ihre Siege über uns mußten wir mit Festen, Aufzügen, Gelagen und Erleuchtungen im Frohndienst feiern, auf Schutthaufen und

Trümmern unserer Wohnungen, auf den Leichen unserer Ehrlich- und Wehrlichgebliebenen und auf dem Grabe des Vaterlandes. Der Jahrestag von der Menschwerdung des Valands, ward durch Gotteslästerung, durch Fluchgebete an heiliger Statt, durch Höllenpredigten unsere größte Volksschmach. Und so tief waren wir in Ruhe, Geduld und Demuth verknechtet, daß wir uns dem blutdürstigen Ungeheuer anschmiegten und anschmeichelten, um nur unsere eigenen Frohnknechte, Schergen, Büttel und Henker zu werden. Dumpfsinnig, verblüfft und behext priesen wir sogar die hohe Schurkenehre wider deutschgesinnte Brudervölker verhetzt und verschändet zu werden.

Unter lauter glücklichen Vorzeichen beginnen wir den Rettungskrieg. Wir haben durch Leiden in langen Gräueljahren die alten Sünden der Volkszersplitterung abgebüßt; wir kennen unsere ärgsten innerlichen Feinde. Ein Bruderherz schlägt in dem großen Volke, und überall, wo die deutsche Zunge redet, sehnt man sich nach Einheit und Freiheit. Unsere Sieger waren noch vor wenigen Jahren feldflüchtige Horden. Alle Zeit haben unsere Altvordern sie mit Schmach in ihre Grenzen zurückgeschlagen. Die Virs, Andernach, Murten, Krefeld, Hochstädt, Minden und Roßbach drönen wie Donnerworte und Weissagungen.

Noth lehrte die Wälschen siegen, als wir die Wehrkunst verlernt hatten; darum sind sie sich der wahren Ursachen nie bewußt worden. Geläutert, entsündigt, mannlicher und deutscher, Eines Herzens und Sinnes müssen wir aus ihren Höllenfoltern hervorgehen. Wir sind ins Tiefste hinabgesunken, sie aufs Höchste emporgestiegen; so müssen sie hinunter und wir hinauf — denn die ewige Weltordnung duldet keinen Stillstand. Die Wälschen sind siegberauscht, das endet mit Niederlagen. Sie verachten uns, und wer seinen Gegner geringschätzt, ist schon vorher halb geschlagen. Sie glauben an kein fremdes Verdienst und machen sich dadurch selbst klein. Ihre großen Erfolge berechnen sie nach Eigenliebe und Eitelkeit, schreiben sie sämmtlich ihrer Ueberlegenheit an Geist und Muth zu, nehmen den Zufall für Plan und die sonstigen entdeutschten Heerführer, Meingesandten, Hauptleute und Machthaber gelten ihnen als unser Volk, das doch jetzt erst entfesselt zum ersten Male in die Schranken tritt. Sie wähnen sich den ewigen Siegesbesitz durch unübertreffbare Vertrautheit mit allen Kriegskünsten, durch weltposaunte Thaten und böslistig verbreitete Scheinschrecken. Sie rechnen nicht ab: daß ihre Arglist unserer Rechtlichkeit Ehre macht; ihre großen Thatendinge durch unser menschliches Vergessen möglich wurden; daß wir eher den Einfall des Himmels geglaubt

hätten, als den Einbruch der Hölle auf Erden. Unser schlichter gerader Sinn konnte im Eidschwur nicht Lug und Trug ahnen, im Frieden nicht Meuchelmord. Sie kennen nicht ihre wirkliche Macht, nur deren trügerischen Strahlenschein, und dachten noch niemals an unsere weit überlegenen, nicht gebrauchten oder gemißbrauchten Kräfte. Ihr Wahn- und Aberwitz schließt von unserer sonstigen Opferthiersgeduld auf solche knechtische Fortdauer; baut neue Reiche auf Sorglosigkeit, Nichtsthun, Hindämmern und das ruhige Erwarten des Todesstreichs. Ihre Vermessenheit sieht keine Hindernisse zur Welteroberung und weitern Völkerknechtung, weil wir sonst immer gutmüthig vergaßen, sie in den Weg zu legen. Im rasenden Uebermuth gebieten sie uns im Voraus die Feier von Schmachfesten, nennen unsern heiligen Krieg Aufruhr und Empörung, und ächten und verbannen die Begeisterten und Vaterlandsfreunde als nichtswürdige Verbrecher. Sie halten den beginnenden Volkskrieg für ein Spiel, weil wir vormals in langen Jahren nicht gethan haben, was wir doch alle Augenblicke thun können und thun sollen. Sie trauen uns gar nichts zu — das liefert sie in unser Volksgericht. — In unserm Willen liegt unser Sieg. Was haben die selbstgepriesenen Unüberwindlichen voraus? Nichts als Wahn, und den Uebermuth und die Sünde und das böse Gewissen,

den Wirrwarr im Kopfe und die Hölle im Herzen. Wir haben die nämlichen Sinne und Gliedmaßen, und schärfer und stärker. Sie können nicht fliegen, nicht vom Winde leben, nicht ohne Schlaf seyn, nur Ein Athem belebt sie, die Kleidung wächst ihnen nicht auf der Haut, die Waffen werden ihnen nicht angeboren. Sie schwitzen in der Hitze, erstarren vor Frost, verkümmern vor Hunger, verschmachten vor Durst, vergehen ohne Schlaf, erkranken an Seuchen, ertrinken im Wasser, verbrennen im Feuer, ersticken ohne Luft, verbluten an Wunden.

Es gilt jetzt die Wahl: ob wir umkommen wollen mit dem Fluche aller Zeiten und Völker für den allgemeinen Feind der Menschheit wider uns selbst und das Vaterland; — oder mit Heldenmuth zu den Waffen greifen wider den Allesverderber, zum eigenen Wohl und allgemeinen Besten.

Das Preußische Kriegesheer an die Deutschen jenseits der Elbe.

Landsleute, Verwandte, Freunde und Brüder!

Der Tag des Heils ist da, der Tag der Errettung, der Erlösung und Auferstehung. Sechs

unglücksvolle Greuel-Jahre sind vorüber, eine lange, schreckliche Zeit des Elends, der Schande, der Schmach und der Sünde. Eine feindliche Gewalt hatte uns äußerlich getrennt und wähnte eine ewige Scheidewand aus den Trümmern unseres Staats gebaut zu haben. Solche Vermessenheit war teuflisch, und kindisch, als vermöchte des Eroberers Wort, Willen und Werk, das Volksgefühl zu vernichten. Darum haben wir in stiller Ergebung, in frommen Glauben an Gottes Vorsehung gehofft und geharrt, gelebt und gelitten, und kommen jetzt zu Euch, wie lang verschollene Brüder mit neuer Freundschaft und Liebe. Wir kommen zurück aus dem Elende und der Knechtschaft zu den Trümmern unsers ehrwürdigen Vaterhauses, um es mit Euch vereint schöner und dauerhafter wieder aufzubauen. Auch wir waren in der sechsjährigen Trennungszeit höchst unglücklich, und doch hatten wir unsern angestammten König, unsere Muttersprache, unserer Väter Recht, wohl erworbenes Eigenthum, eigene Freiheit mit allem Vaterländischen gerettet. Aber uns war das wohlthuende Gefühl des Schmerzes geblieben. Euch posaunte man täglich die neue Beglückung vor, und die herrliche Gegenwart und die noch schönere Zukunft. Man pries Euch glücklich mit schaamlosen Worten und quälte Euch mit ruchlosen Werken.

Da ward im Nu vertilgt, was geheiligt war durch Alter, Sitte und Recht. So wurde

allen Euern Altvätern Hohn gesprochen und Euerm frühern Bürgerleben.

Was nur irgend daran erinnern konnte, daß es vor der Knechtschaft eine andere Zeit gegeben, mußte fort. Nicht einmal in der Erinnerung sollte die Vergangenheit fortleben. Die Wappen Eurer frühern Fürsten, die Ihr groß, die Euch glücklich gemacht hatten, wurden aus den Hallen gebrochen, so einst euere Väter bauten. Banner und Fahnen, in blutigen Fehden gewonnen, wurden aus heiligem Gewahrsam gerissen, um Euch Enkeln einer Heldenzeit ins Angesicht Hohn zu lachen. Kunstwerke, sonst die Wahrzeichen Eurer Städte, wurden frevelhaft fortgeführt, um in Paris als Denkmale Eurer Unterjochung aller Welt zur Schau ausgestellt zu werden. Sogar die Namen mußten verschwinden, so seit Jahrhunderten in Krieg und Frieden blühten und Kennzeichen, Schild und Helm von Hundert Tausenden waren. Euren Wohlstand hielt der Unterdrücker für gefährlich, und es gelang ihm, eine allgemeine Verarmung hervorzubringen. Nun sind die Handelsstraßen Steppen, die Ströme Wasserwüsten, die Messen Krämerei und Trödel. Das Meer ist gesperrt, die Schiffe verfaulen in den Hafen, auf den Staden wächst Gras. Was ihr dennoch erarbeitet und erdarbt, raubt der Zwingherr durch zahllose und unzählbare Abgaben, damit es seine Schergen in Frankreich ver-

prassen. Redlichkeit, Biedersinn und Volksgefühl, seit Jahrhunderten Deutschlands Ruhm und Stolz, hat der ausländische Unterdrücker in Bann und Acht gethan. Sonst begegneten sich Deutsche mit Zutrauen. Ein ehrlicher Name war Geleit, ein ehrliches Gesicht gab Sicherheit. Thür und Thor standen der Gastlichkeit offen, man brauchte nicht das Wort auf die Goldwage zu legen. Jetzt horcht und lauert eine Schergenbande, eine Kundschafter-Rotte, umschleicht allen Handel und Wandel, Brief und Siegel sind nicht mehr heilig. Meineid wird Staatsdienst, Hochverrath Dienstpflicht. Durch Lug und Trug kommen Schurken zu Würden, die Volksverderber verüben hochbelohnt jeden Greuel und wetteifern planmäßig, die Knechtschaft zu verewigen. Eure Söhne werden bis auf diesen Augenblick in ferne Lande weggetrieben, wider Freiheit liebende Völker verhetzt, und so des Vaterlands Rächer und Retter aufgerieben. Wir grüßen Euch jetzt als sonstige und künftige Mitbürger, als rühmliche Gehülfen beim Befreiungswerke des Vaterlandes. Jung und Alt hat sich bei uns bewaffnet, unser ganzes Land ist ein Heerlager, die Landwehr ist zum Landsturm bereit, unser Heerbann zieht Euch zu, und rechnet auf Euch. Ihr seyd ohne uns, wir ohne Euch verloren. Wir haben große Opfer gebracht, wir wollen die größten bringen. Es ist nicht allein um uns, es ist auch um Euch. Wir haben an-

gefangen, das Unsrige redlich zu thun, thut Ihr nun das Eurige. Erhebt Euch von der Niederlage, steht auf aus der Knechtschaft, rührt Euch aus dem Joch, empört Euch wider die Zwingherrschaft. Seyd einig mit Euch, einig mit uns. Steht Alle für Einen, Einer für Alle, haltet zusammen in Noth und Tod, und der Wüthrich wird weder durch List noch Gewalt der guten Sache etwas anhaben.

Glück auf!

Lebenslauf der Wiedergeburt.

Wenn ein Volk in Knechtschaft fällt durch Gewalt oder List oder allmähliches Unterjochen, so verliert es im Augenblick Geist, Sinn und Witz. Verstummt und vertäubt und verzaubert und verblüfft liegt es in Ohnmacht. In Ketten und Kerker denkt es im ersten Augenblick gar nichts, fühlt nichts, weiß nichts, kann nichts, will nichts. Aus dem Todtenschlaf kommt es in den Traumschlummer. Da empfindet es zuerst das Alpdrücken des Zwingherrn. Allmählich erwachen die eingeschlafenen Glieder, aber die Wehrhand zuletzt. Seufzer sind die ersten Vorboten des rückkehrenden Lebens. Der Scherge, immer schändlicher als

selbst der Zwingherr, sucht auch diese einzufangen. Nun stiert wohl das starre Auge, aber das Herz schlägt krampfhaft, und Zorn und Ingrimm regen das Blut in den Adern. Endlich bricht das gepreßte Volksgefühl in Klagen aus, und der Schmerz bekommt Sprache.

Einzelne Empfindungslaute: „Ach! es ist recht schlimm geworden! Wie soll es noch am Ende werden!" Bald erhebt die Hoffnung ihr Panier mit dem Regenbogen, und die Menschen treten wieder getröstet zu einander, mit neuem Lebensmuth wie nach dem vorübergegangenen Gewitter. Nur die verklügelten Weislinge gießen dazwischen den Wolkenbruch ihrer Waidsprüchlein: „Das sind fromme Wünsche! Wie ist das möglich? Ach wir haben uns schon so oft getäuscht! Das ist nun Alles vorbei! Das hilft nun Alles nicht mehr! Ja wenn mehr so dächten!" Aus solcher Sündfluth der Klugthuerei retten sich alle Biedermänner, so bei Sinnen und Trost sind. Von den Höhen der Vorzeit schauen sie in die Tiefen der Zukunft. Hie und da sammeln sich Häuflein von Gleichgesinnten, die sich einander erwecken und ermuthigen. Immer mehr raunt man sich von Ohr zu Ohr die Frohkunde einer bessern Zeit, die man zuerst noch weit hinausschiebt. Aber noch kennen sich die einzelnen kleinen Zusammenhalte nicht; ihnen beibt nur Sehnung und Ahnung. Was die Liebe nicht vermag, macht der Haß. Wider-

sacher, Laurer, Lauscher, Horcher, Heuchler, Spürer, Späher, Geheimnißentlocker, Entsiegler — und Verräther fahren aus der Hölle des Zwingherrn unter die Leute. Wider diese Bande treten alle Biedermänner in einen Bund. Endlich kommt der angedrohte Verderber, der gefürchtete Ruthbert, ein Schwark zeucht er einher, Bann und Acht sind seine Gespanne, und der Nachrichter sein allzeitfertiger Geschäftsträger. Da wird das Vaterland durch Biederblut gesühnet, geheiliget und geweihet. Gott ist ihm wieder gnädig! Denn wenn der Herr einem Volk zur Freiheit aufhelfen will, so giebt er ihm einen Wüthrich zum Landvogt. Jedermann weiß, was Jedermann will. Nun lautet der Wunsch: „Wenn doch jemand aufstände!" Da regt sich das Verlangen nach Volksmännern, die Land und Leuten bekannt sind. Ihnen huldigt im Stillen das Herz, ihre Feder ist der gefiederte Pfeil der öffentlichen Meinung, ihr Lied die Laute der Leute, ihre Hoffnung der Hauptlosen Helm, ihr Name das Kennschild, ihre Kraft die unsichtbare Kirche einer Gemeinde derer, die an das Vaterland glauben. Sie sind lebende und webende Fahnen. Dann will alles die Zukunft herziehen: „Ach, wenn es doch bald losginge!" Damit sind alle Lebensalter einverstanden.

Auf dämmert der Schöpfungsmorgen, es zeigt sich der Freiheit Morgenroth, und überall beginnt es zu tagen. Aufruhr, Aufstand, Em-

pörung sind wieder heilige Worte und Werke. Wider die Ausländerei jeder Art stehet als Hort die hehre Volksthümlichkeit. Sprecher, Redner, Sänger, Bildner, Künstler, Erzieher, Schreiber kämpfen dann alle mit; das ganze Volk ist in der Landwehr, wenn es auch nicht in Reih und Glied steht.

B e k e n n t n i ß.

Deutscher Gruß an Deutsche
1806.

Vom alten Deutschen Meer umflossen
Bis an den alten Deutschen Rhein,
Ihr meine Freud'- und Leid-Genossen,
Mit mir aus Deutschem Blut entsprossen,
Mit euch soll Deutscher Friede seyn.

Und ob das Alte rings veraltet
Soll Deutscher Sinn fortan bestehn;
Und ob die Welt sich umgestaltet
So lang' der Gott der Väter waltet,
Soll das Geschlecht nicht untergehn.

Und haltet treu und fest am Glauben,
Es glänzen Sterne nur bei Nacht,
Und wißt, es blühen neu die Lauben,
Und todte Reben bringen Trauben,
Wenn ihren Kreis die Zeit vollbracht.

Es soll mit Gott uns doch gelingen,
Es muß das große Werk gedeihn!
So laßt die Deutschen Becher klingen,
Und eure Barden Lieder singen
Und eure Herzen fröhlich seyn.

Denn hoch und herrlich wird vor allen
Erstehen Deutsches Volk und Land;
Ich höre Klopstocks Stimme schallen,
Ich seh' den Deutschen Banner wallen
Und in der Wolke Gottes Hand.

Schmidt von Lübeck.

(Seine Gedichte, herausgegeben Altona 1820.)

Das auf Erden waltende Gesetz der ewigen Weltordnung geht seinen rastlosen Entwickelungsgang und lässet sich nicht stören, nicht hemmen, nicht irren, noch verwirren. Begebenheiten sind niemals Machwerke und Ereignisse, kein Wirkniß des Zufall, noch der Aufwallung einzelner Sonderleute. Aber sobald neue Morgen heraufdämmern, machen die Unholde im Zwielicht der Zeitläufte noch zu guter Letzt ihre Eulenflucht. Da meinen sie, die Welt könne nicht von dieser oder jener Denkzeit genesen, falls sie nicht deren Zeitigung übernähmen. Im Keim wollen sie dann schon den künftigen Baum messen, wie viel Würfelgehalt er dereinst zu einer bestimmten Zeit haben soll. Ueber jeden Geistesaufschwung brechen sie den Stab, sobald sie sich nur bei irgend einem Machthaber „Liebes Kind" machen können. Da stellen sie sich ungebehrdig, wissen gänsend und genzend die ganze Zukunft vorher und wahrsagern aus ihrem Zeitungssatz die Geschichte, welche sich erst begeben soll.

Nicht alle Leute begreifen die Zeit, in welcher sie ihren irdischen Zeitraum aus dem Daseyn zum Leben gestalten sollen. Zwar ob-

liegt jedem einzelnen Vernunftwesen ein eifriges Ringen nach Selbstkenntniß, ein Suchen nach Wahrheit, ein Streben nach Recht, und Besserwerden und Bessermachen sind die heiligsten Pflichten unseres Gottesthums. Unmöglich kann es doch ein Verbrechen seyn, wenn eine große Gesammtheit sich bemüht, über ihr Seyn und Wesen zur Klarheit zu kommen. Ungerechter Weise ist der neuern Zeit der Vorwurf gemacht: „daß sie sich heut zu Tage um Politik bekümmert." Und Haller, der Staatswissenschaft Altreiß, so das Volk „eine collective Bestie" nennt, möchte gern von oben bis unten überall rückwärtsen, Gottes Licht auslöschen, damit die geweihte Kerze pfäffischer Blendleuchte heller irrwische.

Was man in Deutschland wälschsüchtig „Politik" nennt, ist im wahren Sinne des Worts: die Kunde, Lehre und Wissenschaft von Allem, was dem Vaterlande frommt. Solche Erkenntniß ist für keinen Bürger verwerflich und für den Staat niemals gefährlich. Das Zeitalter ist allerdings anders geworden. Die französische Umkehr hat nach Mirabeau's Weissagung die Runde um die Erde gemacht. Jetzt kann sich kein Volk mehr, auf gut Chinesisch und Japanisch, von aller Weltverbindung lossagen und in seiner Landesklause klostern und einsiedlern. Die Zeitereignisse auf der Einen Halbkugel werden auch auf der Andern als Begebenheiten empfunden.

Das Papiergeld als leichteres Ausgleichungsmittel, gegen die eisernen, ehernen, silbernen und goldenen Wechsleralter hat einen ganz andern Welthandel hervorgebracht. Der Reichthum haftet nicht mehr an der Scholle und der Schatz ist nicht mehr im Grund und Boden verborgen. In die Brieftasche wird das neue Vaterland gepackt und jede Börse wird sein Neu-Jerusalem. So treibt jeder, der Pfandbriefe besitzt und Staatsschuldscheine, mit der Politik sein Gewerbe.

Wer bereits einige Jahre seines Daseyns gelebt hat und nicht ganz am Vergeßniß leidet, wird sich ohne sonderliche Mühe entsinnen, wie sehr sich Manches bei seinen Lebzeiten veränderte. In dem Menschenalter von 1789 bis 1819 kreisen denknißschwangere Jahre. In alten Zeiten glaubten gewisse Leute: Alle Jahr'sieben bekäme der Mensch einen vollständigen neuen Leib; der alte habe sich inzwischen ganz weggelebt nach Fleisch und Haut; aber unmerklich sey der Ergänzungsleib hinzugewachsen, ohne daß der Leib ein Leichnam geworden. Diesem Bilde Aehnliches hat sich in unsern Tagen ereignet. Das wollen aber auch gewisse Zweifler nicht Wort haben und fragen höhnisch: „Wo ist die neue Zeit? Wo ist der Zeitgeist?"

Alle Menschen, die zu gleicher Zeit leben, sind Zeitgenossen, und die Uebereinstimmung der Gemüther ist der Zeitgeist. In der einträch-

tigen Uebereinstimmung der Gemüther offenbart sich das Göttliche im Menschen für die Menschheit auf zeitgemäße Weise. Jemehr die Zeit wogt, je bewegter sind die Gemüther. Nur ein großer Anlaß entwickelt diese allgemeine Rege. Wie ein Gewitter nach schwülen Tagen urplötzlich heraufzieht und donnert und wettert, so ist die Gewalt des Zeitgeistes. Die höchste Begeisterung der Gemüther zeigt immer von edler Sinnesart. Sie bleibt der nie versiegende göttliche Quell im Menschen. Sie geht immer auf das Höchste, beide diesseits und jenseits — auf kampfwürdige Güter.

Das wollen viele Schwarzkünstler gern in Vergessenheit schwatzen, meinen, sich durch Zweifel zu ermuthigen, und wollen mit dem So thun, als sey es nichts mit dem Zeitgeist, die Weltgeschichte besprechen.

Wieder giebt es verstockte Ueberhäuptler, die brüsten sich viel mit der Entdeckung von einem guten und bösen Zeitgeiste, und glauben so, als Anhänger einer widersinnigen Zweiheit, an ein böses und gutes Grundwesen zugleich, an den König des Lichts und an den Drachen der Finsterniß. Weil aber der wahre wirkliche Zeitgeist zu allen Zeiten nur der allgemeine Abdruck, nur die äußere Erscheinung des inwohnenden Göttlichen in der Menschengemeinde seyn kann: so ist die Redensart „böser Zeitgeist" nicht denkrechter als kranke Gesundheit.

Die Hölle ist nicht auf das Sittengesetz gegründet, und wollte der Teufel die zehn Gebote halten; so könnte er nicht länger den Gott sey bei uns spielen. Ueberall, wo im Irrglauben eine Zweiheit scheinlich als Nebelbild vortritt, ist das Böse dem Guten tief untergeordnet. Wie könnte auch sonst ein Kampf wider Sünde und Laster als Pflicht geboten seyn, wenn das Uebel gleichmächtig und ebenrecht neben Gott schaltete?

Bloßes Abläugnen bannet nicht den Zeitgeist. Mit Witz, Kunst und List hat Julianus, den die alten Lieder „Neiding" nennen, sein Möglichstes dagegen versucht, und ist als Endlicher endlich dem Endlosen erlegen. Auch hat es neuerdings wieder der sonstgewaltige Zwingwalt bewährt im Verenden auf der Insel Felsenkerker.

Die Wirksamkeit und Macht des Zeitgeistes gleicht einem Riesel und einer Leine, in deren Betten nicht zu allen Zeiten Wasser fließt und doch wieder zu Zeiten eine gewaltige Fluth alles fortreißt. Wer aber bei der Trockniß sagen wollte: Es ist nicht wahr; daß hier einst eine Wassermenge heruntergeschossen! Wo sollte hierher Wasser kommen auf ein Hochfeld? Hier ist gut seyn! Hier lasset uns Hütten bauen! Und wenn er starrköpfig auf seinen falschen Satz versessen, sich im Tiefgrunde niederlässet — darf er nicht wundern und jammern, wenn der Wogensturz ihn nachher im Abgrunde begräbt.

Ja vermißt sich die Zweiflerschaft: Wir kennen keine Erscheinung des Zeitgeistes; sonst wollten wir gern daran glauben. Die Träumer haben den Anbruch der neuen Zeit verschlafen und das Erwachen der Volksthümlichkeit verdämmert. Darum konnten sie nicht thätig mit eingreifen; sind nun böse, schmollen und grollen, daß es ohne ihr Zuthun merklich anders geworden; lästern: Begeisterung, Zeitgeist, Zeitgeschichte, Volk und Volksthum, und nahdern an den Gedanken und Gefühlen, die der Stolz aller Leutholde sind.

Gott! der Herr der Heerschaaren mußte sich aufmachen und als Weltrichter im Völkergewitter erscheinen, damit die Zeit, so an Gott, Weltordnung und Menschheit gefrevelt, wieder gläubig würde. Volksstimme — Gottesstimme! Und sie war erst ein Athmen, Seufzen, Lispeln und Raunen; dann ein Gemurmel lauter und heller; endlich Rede voll Klage, Warnung, Trost, Rath, Zorn und Ingrimm, mit Gesichten und Weissagung; eine Offenbarung der Siegestage, so nachher Volksfeste geworden. Da kam der Geist Gottes über das deutsche Volk, erst im leisen Anhauch, bald im linden Wehen; dann mit des Windes Schwingen, im Wirbelsturm, in des Orkanes Gesaus und Gebrause.

Da war kein Knieen, Knechten, Liegen, Hocken, Sitzen, Besessenseyn — da war Erstehen, Aufstehen, Auferstehen, Gehen, Wandern, Wallen, Wallfahrten, Laufen und Rennen

nach Einem Ziel auf des Vaterlandes heiligem Wettplan, nach dem Friedenskleinod, nach der Freiheit immer grünen Lebensbaum. Wer Solches erlebt hat, kann gutes Muthes seyn und freudigen Herzens; er hat Zeiten der Begeisterung mitgelebt und das göttliche Walten im Vaterlande erfahren.

Nur ein aus den Wolken gefallener Steinling mag sich nun verwundern; daß die heutige Jugend sich mehr um Welthändel bekümmert, als ihre Vorleber in den Zeiten der Zöpfe aus des Bierheldenthums. Die studierende Jugend, von Napoleon erst verächtlich die Ecoliers; dann nach dem ersten Strauß (bei Groß-Görschen) höhnisch die Enfanterie genannt, hat, von Ihrem Könige aufgefordert, an dem Wiederherstellungskriege Theil genommen. Vom Geiste des mustergültigen Alterthums erfüllt, mit dem Lebensmark der Deutschheit genährt, vertauschten sie Feder und Buch, mit Büchse und Schwert. Und wie eine Weltgerichtsposaune, hallte der Aufruf, an die wehrbare Deutsche Jugend:

„Heran, heran, zu Sieg oder Tod!
Jugend! das Vaterland ist in Noth.
Nie kommt ihm der Tag der Rettung wieder,
Kämpfst Du nicht dießmal den Feind darnieder
Jugend! mach' gut, was die Alten versahn,
Der Ehre Thor ist Dir aufgethan."

Sollte die Krieges- und Sieges-Zeit von drei ruhmvollen Jahren? die Blutarbeit so vie-

ler Gefechte, Treffen und Schlachten? die zweimalige Siegespracht in die feindliche Hauptstadt keinen bleibenden Eindruck machen? Sollte die jugendliche Wehrmannschaft ganz allein stumpfsinnig bleiben, und den Krieg als willenlose Gliederpuppe gespielt haben? Konnte sie mit dem Wehrmannsrock, auch den freien Geist ausziehen? Und die Gefühle und Gedanken des Feldlagers, und die Sitten einer heiligen Schaar in die Polterkammer der Meindeutschheit werfen? Kehrt doch der rohste Blauländler als ein ganz anders gewordener Mann, vom Heere zum Heerde zurück, und nur die wissenschaftliebende Jugend allein sollte vergessen über Begebenheiten nachdenken, die für das Wohl und Wehe der Menschheit entscheidend sind?

Wer für das Vaterland an heißen Tagen gestritten und geblutet, ist durch die That zum Manne vollendet, wogegen die Zuhausebleiber in langen und langweiligen Jahren kaum nothreif werden. Jene haben im Angesichte des Todes eine Mündigkeit erlangt, und eine Ritterschaft bewiesen, so jede Großjährigkeit aufwiegt. So wurde ein vaterländischer Geist auf die Schulen und Hochschulen verpflanzt, den die Heimgekehrten, den Heimgebliebenen mittheilten; die ihn dann wieder den späteren Zukömmlingen überlieferten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jahn, Friedrich Ludwig,

Neue Runen-Blätter 4 Rollen

Bd.: 1

Naumburg 1828

J.publ.g. 358 w#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10559678-2